1,60 DM / Band 193
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12.-

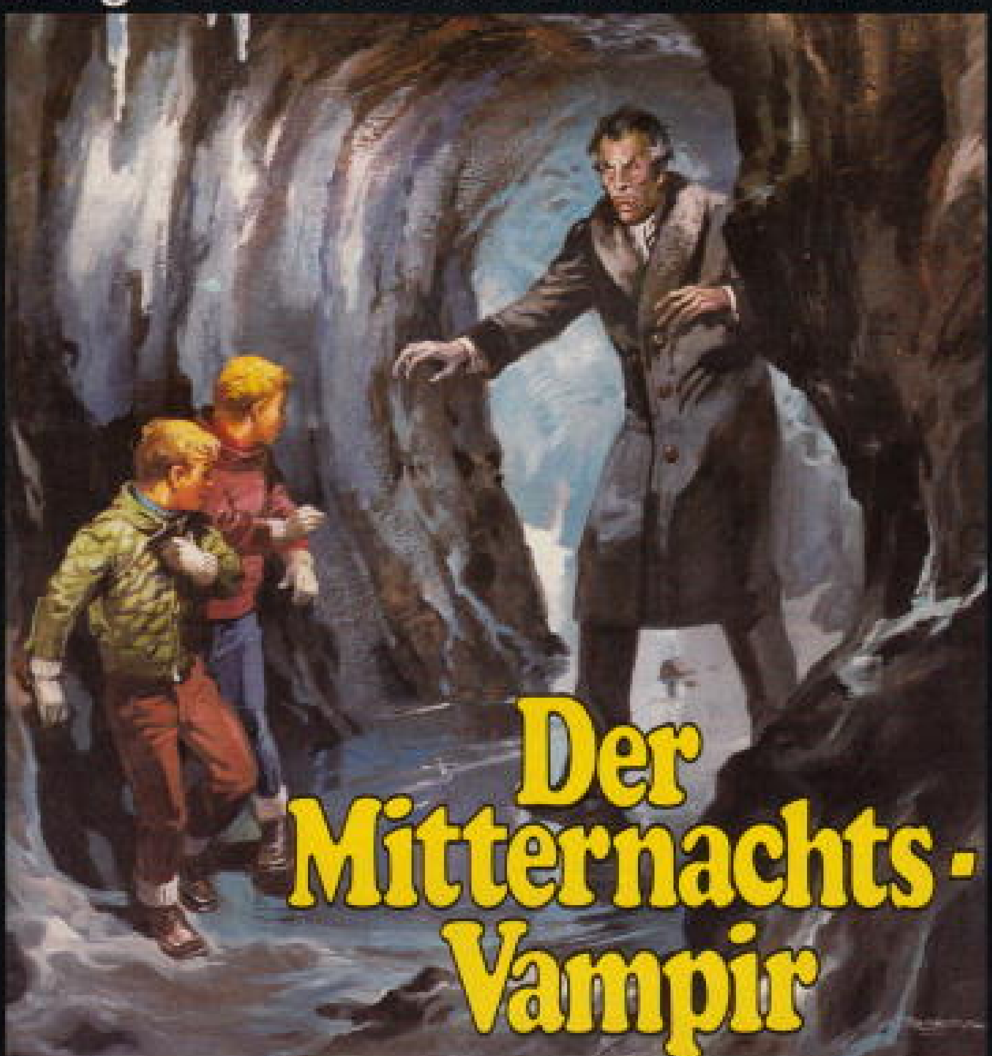
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Mitternachts-Vampir

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Der Mitternachts-Vampir

John Sinclair Nr. 193

von Jason Dark

erschienen am 16.03.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Mitternachts-Vampir

Als die Burg zerstört wurde, da hatten man ihn einfach vergessen. Aber er vergaß die Menschen nicht. Während die langen Jahre vergingen, lebte er weiter. Eingesperrt in einer Höhle und mit dem wahnsinnigen Durst nach Menschenblut. Er wußte, daß die Zeit kommen würde, wo er wieder zuschlagen konnte. Der Tag kam. Schwere Abbruchmaschinen räumten den Weg frei. Der Mitternachts-Vampir konnte sein Gefängnis verlassen. Wie vor langen Jahren ging er auf Jagd. Verlernt hatte er nichts...

»…so wurde die alte Hexe verbrannt, und Hänsel und Gretel konnten in Ruhe und Frieden leben.« Mit diesen Worten beendete die Frau das Märchen und klappte das Buch zu.

Der kleine Helmut lächelte. Er lag in seinem Kinderbett und hatte leuchtende Augen bekommen. Das winzige goldene Kreuz auf seiner Brust schimmerte im Licht der Nachttischlampe.

»Liest du mir noch ein Märchen vor, Mami?«

Gabi Leber lachte. »Nein, mein kleiner Schatz. Es ist schon acht Uhr am Abend, du mußt jetzt schlafen. Draußen ist es dunkel. Die Sonne schläft auch, und die Sterne stehen am Himmel. Morgen möchtest du doch wieder spielen - oder?«

»Ja, aber…«

»Kein aber, mein Schatz«, sagte die junge Mutter und strich die Bettdecke ihres Sohnes glatt. Der Überzug und das Laken zeigten lustige Motive aus der Welt eines Walt Disney.

Helmut verzog das Gesicht. »Ich bin aber noch nicht müde, Mami.«

»Das kommt schon noch.«

»Wirklich nicht. Ich…« Im gleichen Augenblick fing er an zu gähnen.

Gabi Leber lachte. »Siehst du, wie müde du bist, Helmut? Du schläfst ja gleich ein.«

»Das war ja nicht echt.«

»Du kleiner Schlingel, dir fällt auch immer eine Ausrede ein.« Gabi drückte ihren Sohn. Dann gab sie ihm einen Gute-Nacht-Kuß. »Jetzt mußt du aber wirklich schlafen.«

Der Kleine verdrehte die Augen und schaute auf die Decke. Dort hingen seine Flugzeuge. Die Fäden waren sehr dünn und kaum zu sehen. Es schien, als würden die vom Vater gebastelten Werke tatsächlich in der Luft schweben.

»Müssen wir noch beten?« fragte Helmut.

»Natürlich müssen wir das. Das machen wir doch jeden Abend.«

Helmut nickte und faltete die Hände. Er sprach ein kurzes Nachtgebet.

Die Worte kannte er auswendig, und seine Mutter betete mit.

Anschließend deckte sie ihren Sohn bis zum Hals zu, hauchte ihm einen Kuß auf die Stirn und verließ das Zimmer, nachdem der Kleine seine Augen geschlossen hatte.

Leise zog Gabi Leber die Tür ins Schloß. Sie hatte das gleiche blonde Haar wie ihr Sohn. Mit einer müde wirkenden Bewegung warf sie die lange Flut zurück. Hinter ihr lag ein langer Tag. Morgens die Last in der Schule - sie arbeitete als Lehrerin - und dann noch der Kleine. Zum Glück versah sie den Job nur aushilfsweise. Zweimal in der Woche. Sich noch stärker im Beruf zu engagieren, hätte sie wirklich nicht geschafft.

Obwohl sie selbst noch jung war - erst siebenundzwanzig - konnte

der Kleine sie so auf Trab halten, daß sie sich abends hundemüde fühlte.

Und ausgerechnet heute mußte sie noch Hefte nachschauen. Die Kinder ihrer Klasse hatten eine Rechenarbeit geschrieben, die sie am anderen Tag zurückgeben wollte.

Dirk, ihr Mann, war nicht da. Er saß im Gasthaus an der Ecke, wo er einmal in der Woche seinen Stammtisch hatte. Dort trafen sich die politischen Großen des Dorfes.

Mit müden Schritten ging die junge Frau die Treppe hinunter in den Wohnraum des Einfamilienreihenhauses. Seit zwei Jahren wohnten sie hier und fühlten sich wohl.

Die Hefte lagen auf dem Schreibtisch. Ein ganzer Stapel. Gabi schüttelte sich, als sie an die Arbeit dachte, doch es ging kein Weg daran vorbei. Sie drückte auf den Knopf des kleinen Radios, schaltete die Lampe ein und nahm Platz.

Oben lag Helmut noch wach.

Er hatte seine Mutter getäuscht und schaute mit offenen Augen gegen die Decke, die sich als grauer Schimmer abhob. Vor dem Fenster hingen keine Gardinen, es gab zwar ein Rollo, aber das hatte Gabi nicht nach unten gezogen. Im November waren die Nächte lang, es wurde erst um kurz vor acht morgens richtig hell.

Eine Gardine bedeckte die Scheibe ebenfalls nicht. Dafür klebten an ihr einige Bilder. Stickers, die Helmut aus Wundertüten und Kaugummipackungen gesammelt hatte.

Der Kleine drehte sich auf die Seite und schaute in Richtung Fenster.

In dieser Nacht schimmerte der Umriß besonders hell, weil draußen ein voller Mond am Himmel stand. Er war eingerahmt von zahlreichen Sternen. Helmut hatte sie gesehen, als er kurz, vor dem Zubettgehen noch einmal nach draußen schaute.

Das Märchen spukte ihm noch im Kopf herum. Er dachte an die Hexe, die den Hänsel hatte backen wollen.

Er bekam Angst.

»Mutti!« rief er. »Muttiiii..!«

Gabi Leber hörte die Rufe ihres Sohnes. Sie ließ die Arbeit liegen und eilte die Treppe hoch. Im kleinen Vorflur machte sie Licht. Das ließ sie auch brennen, so daß der Schein in das Kinderzimmer fallen konnte.

»Helmut, du sollst doch schlafen«, sagte sie vorwurfsvoll. »Bitte, es ist schon spät.«

Der Kleine saß im Bett. Seine blauen Augen waren groß. »Gehst du auch nicht weg, Mutti?« fragte er.

»Nein, ich bleibe hier. Ich muß noch arbeiten, und dann warte ich auf Vati.«

»Ach so.« Helmut ließ sich wieder zurückfallen.

»Und jetzt schlaf auch, mein Schatz.« Gabi trat noch einmal an das

Bett, beugte sich nach unten und küßte ihren Sohn. Danach ging sie leise zur Tür. Sie hatte die Klinke bereits in der Hand, als sie abermals Helmuts Stimme vernahm.

»Mutti?«

»Was ist denn jetzt schon wieder?«

»Gibt es eigentlich Hexen?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Aber du hast mir doch die Geschichte vorgelesen und da…«

»Hexen gibt es nur im Märchen. Und Märchen sind erfundene Geschichten.«

»Dann ist es gut.«

»Jetzt schlaf aber wirklich, sonst werde ich noch böse.«

»Willst du mich dann auch verbrennen, wie es die Hexe machen wollte?«

»Ich habe dir doch gesagt, daß es keine Hexen gibt.«

»Aber Vampire, nicht?«

Gabi Leber zuckte zusammen Was hatte der Junge eben gesagt?

Vampire? Sie gab keine Antwort, zögerte allerdings auch, das Zimmer zu verlassen.

»Gibt es Vampire, Mutti?«

Sie hatte sich also doch nicht verhört. Aber wie kam der Junge nur auf Vampire?

»Was meinst du damit?« fragte sie.

»Das sind doch die, die den Menschen das Blut aussaugen und zwei spitze Zähne haben, nicht?«

»Wer hat dir so einen Unsinn erzählt?«

»Das war der Klaus. Und der weiß es von seinem Bruder, weil der schon älter ist.«

»Auch wenn er älter ist, kann er so etwas nicht sagen. Der Bruder von Klaus ist ein dummer Schwätzer.«

»Mit Fünfzehn?«

»Ja.«

»Kann ich ihm das sagen?«

»Meinetwegen auch das. Sag ihm ruhig, daß es keine Vampire gibt.«

»Aber er hat welche gesehen.«

»Das kann er gar nicht, weil es keine Vampire gibt. So glaub mir endlich.«

»Dann ist es gut, Mutti.« Klein-Helmut lächelte und war beruhigt. Er drehte sich auf die rechte Seite. Automatisch fand seine Hand den flauschigen Teddy, den er immer mit ins Bett nahm. Ohne ihn konnte er nicht einschlafen. Er drückte das Stofftier an sich, als würde sein Leben davon abhängen. Morgens fand Gabi den Teddy meist auf dem Boden liegend. Ihr Sohn hatte einen unruhigen Schlaf.

Behutsam drückte sie die Tür ins Schloß und ging auf leisen Sohlen

wieder nach unten. Sie hoffte, nicht noch einmal von ihrem Sohn gestört zu werden.

Als sie am Schreibtisch Platz nahm, fiel ihr Blick auf die Uhr. Noch drei Stunden bis Mitternacht Dann konnte sie meist noch eine Stunde hinzurechnen, denn vor eins erschien ihr guter Dirk nie. Wie jeden Mittwoch würde er wie tot ins Bett fallen, er konnte nicht sehr viel vertragen, im Gegensatz zu den alteingesessenen Dörflern.

Um die Müdigkeit zu vertreiben, zündete sich Gabi eine Zigarette an.

Helfen würde es sicherlich nichts, da machte sie sich etwas vor.

Oben schlief Helmut tatsächlich ein. Es war kein tiefer Schlaf, sondern ein sehr unruhiger. Es schien, als ahnte der Junge ein kommendes Unheil, das sich im Schutz des Mondlichtes auf ihn zubewegte.

Die Zeit verging. Stunden- und Minutenzeiger der Uhr wanderten weiter und näherten sich der Tageswende.

Mitternacht.

Im Dorf war alles ruhig. Man ging hier früh schlafen. Die Hügel im Westen wurden vom bleichen Lieht des Mondes gebadet. Manche Flecken waren hell erleuchtet, andere wiederum lagen in völliger Dunkelheit.

Und diese Inseln der Finsternis nutzte eine Gestalt aus, die durch das fast menschenleere Dorf schlich. Sie hielt sich immer im Schatten der Häuser. Ein großer hochgewachsener Mann, mit einem bleichen Gesicht, grauen Haaren und einem ebenso grauen Mantel bekleidet. Der Mantel besaß einen Kragen aus Fell. Unter dem Saum des Kleidungsstückes schauten die Beine der schwarzen Hose hervor.

Er war unterwegs, denn die Nacht war seine Zeit. Die Dunkelheit und das Mondlicht gaben ihm Kraft. Und wenn die Uhr des Kirchturmes Mitternacht schlug, würde er sein grausames Werk vollenden.

Denn er war *ein Vampir!*

Ein Vampir auf der Jagd nach Blut. Nach Menschenblut….

Vielleicht schlief der Junge deshalb so unruhig, vielleicht hatte er Vorahnungen gehabt, auf jeden Fall wälzte er sich von einer Seite auf die andere, atmete schwer und stöhnte sogar manchmal auf.

Ruhig lag das Dorf. Verlassen waren die Straßen. Stille herrschte auch in der Neubausiedlung, wo die Lebers wohnten. Die Siedlung lag an einem Hang. Es führte vom Kern des Dorfes eine Straße zu ihr hoch, die in der Siedlung abzweigte.

Und diese Siedlung war das Ziel des Vampirs.

Niemand sah ihn, wie er durch die Straßen schlich und jeden Lichtschein mied. Er ging auf leisen Sohlen, erinnerte an eine Katze. In seinem hageren Gesicht rührte sich kein Muskel. Die Haut wirkte grau, als wäre sie mit Asche eingerieben worden. Die Hände hatte der Vampir tief in die Taschen seines ebenfalls grauen Mantels gesteckt.

Der Pelzkragen hatte für ihn keinerlei Wert, da er als dämonische Kreatur weder Hitze noch Kälte spürte.

Er hatte auch keine Angst. Wer sich ihm in den Weg stellte, der wurde getötet.

Es sei denn, er besaß geweihtes Silber oder einen Eichenpflock. Mit ihm konnte man dem Vampir den Garaus machen.

Als in seiner unmittelbaren Nähe ein Automotor auf tuckerte, zuckte er zusammen. Wenig später schnitten Lichtspeere durch die Dunkelheit und hätten ihn fast erwischt. Doch der Wagen fuhr schon an und wurde in eine Kurve gelenkt.

Der Vampir schlich weiter, und seine Gier nahm mit jedem Schritt, den er hinter sich brachte, zu…

Inzwischen war der kleine Helmut eingeschlafen. Er lag in seinem Bett, drückte seinen Teddy und stöhnte hin und wieder auf. Er schlief viel zu unruhig, es fehlte das gleichmäßige Atmen. Manchmal murmelte er den Namen seiner Mutter, dann schreckte er wieder hoch, setzte sich halb hin und fiel langsam zurück.

Der Mond wanderte inzwischen weiter. Er stand jetzt so, daß sein Schein voll gegen die Wand des kleinen Hauses fiel und auch das Fenster zum Kinderzimmer ausleuchtete.

Fahl war sein Licht. Irgendwie wirkte es auch unheimlich. Für einen Menschen zumindest ungewohnt, aber einen Vampir störte es nicht. Der fühlte sich wohl.

Bereits seit einigen Minuten befand sich der Blutsauger im Garten der Lebers. Er war dem Schein des Mondes gefolgt, und er sah auch die Hauswand vor sich, die voll vom Mondlicht beschienen wurde.

Zwei Fenster befanden sich unter dem Dach.

Und an der Hauswand lehnte eine Leiter.

Der Vampir stierte sie an, packte dann zu und lehnte die Leiter gegen die Hauswand.

Das mußte klappen.

An die Rückseite des Hauses traute er sich nicht heran. Denn aus dem großen Fenster fiel ein fahler Lichtschein durch die nicht völlig zugezogenen Rollos. Dies bewies dem Vampir, daß dort noch jemand wach war. Aber hinter dem Fenster, das er sich ausgesucht hatte, da befand sich auch jemand.

Einer, der schlief.

Und vielleicht würde er ihm öffnen, damit er ins Haus kam.

Der Blutsauger kletterte die Leiter hoch. Er bewegte sich dabei geschickt, nahm Sprosse für Sprosse und schaute schließlich in das Zimmer des Jungen.

Helmut schlief Auf dem Rücken lag er. Er hatte gegen die Decke gestrampelt und sie bis an sein Fußende geschoben. Auch der Teddy lag nicht mehr an seinem Platz. Er hing an der Bettkante.

Der Junge sprach im Schlaf. Er mußte einen wirren Traum haben, denn er sprach von Hexen sowie von Hänsel und Gretel. »Nein, nicht in den Ofen«, flüsterte er, »nicht..«

Da wurde er wach.

Schweiß bedeckte sein kleines Gesicht, und er richtete sich auf. Sein erster Griff galt der Decke. Er fand sie und zog sie zu sich heran. Durch diese Bewegung fiel der Teddy zu Boden. Das merkte Helmut. Er drehte sich sofort, beugte sich aus dem Bett und faßte danach. Er bekam ihn auch zwischen die Finger, und als er sich aufrichtete, sah er plötzlich das Gesicht am Fenster.

Den Kopf des Vampirs!

Zuerst blieb der Junge stocksteif. Er konnte es nicht begreifen, daß sich dort jemand befand. Aber der Anblick des Gesichts war keine Täuschung.

Es befand sich tatsächlich hinter der Scheibe und war deshalb so deutlich zu erkennen, weil es vom Mondlicht beschienen wurde. Der kalte Schein zeichnete seine Konturen nach, und der Junge sah sogar das verzerrte Grinsen.

Weit zog der Vampir die Lippen zurück.

Seine Zähne schimmerten.

Spitze Zähne, die wie kleine Dolche wirkten, sehr lang waren und fast die Unterlippe berührten.

Jetzt bekam Helmut Angst. Wieder erinnerte er sich daran, was der Bruder seines Freundes Klaus von den Vampiren erzählt hatte. Daß sie nachts kamen, düster und schrecklich wären und zwei lange, spitze Zähne hätten.

So wie der am Fenster…

Helmut zitterte plötzlich. Die Angst war nicht mehr aufzuhalten. Er öffnete den Mund, und ein schweres Keuchen drang über seine Lippen.

Gebannt verfolgte er, wie der Blutsauger seinen rechten Arm hob und die Handfläche gegen die Scheibe drückte.

Eine große bleiche Hand mit langen, kräftigen Fingern. Eine Hand, vor der man Angst bekommen konnte.

Helmut hatte Angst.

Der Vampir würde in sein Zimmer kommen. Er wollte zu ihm, wollte ihn vielleicht verbrennen oder was anderes mit ihm machen, wie die Hexe im Märchen.

Er schrie.

Seine Schreie waren voller Angst und Panik, wobei sich die Stimme sogar noch überschlug.

Auch der Vampir hörte sie. Er verzog das Gesicht, machte es zu einer Grimasse und verschwand.

Schritte polterten die Holztreppe hoch. Gabi Leber hatte die Schreie ihres Sohnes genau gehört. Sie ahnte, daß etwas Schreckliches

geschehen sein mußte, hastete die Stufen hoch, stieß mit dem Schienbein gegen eine Kante und verbiß sich den Schmerz. Helmut, ihr Sohn, war jetzt wichtiger.

Hart stieß sie die Tür auf, machte Licht und schaute sich um.

Der Kleine saß im Bett. Er war schweißnaß, hatte die Augen weit aufgerissen und starrte dorthin, wo sich das Fenster befand. Gabi setzte sich auf die Bettkante, nahm ihren Sohn in die Arme und streichelte seine Wangen.

»Es ist ja alles wieder gut«, sagte sie. »Du brauchst keine Angst zu haben, mein Kleiner…«

Helmut schluchzte. »Aber ich habe ihn gesehen.«

»Wen hast du gesehen?«

»Den Vampir.«

»Es gibt doch keine Vampire, mein Kleiner. Wirklich nicht, du mußt mir glauben.«

»Er war am Fenster. Ich habe das Gesicht von ihm gesehen und die langen Zähne.«

Unwillkürlich schaute die Frau dorthin. Kein Gesicht, nur die lustigen Stickers klebten auf der Scheibe, aber von einem Vampir oder Gesicht war nichts zu sehen.

Das sagte sie auch ihrem Sohn.

»Er war aber trotzdem da«, schluchzte der Kleine.

»Du wirst geträumt haben.«

»Nein, Mutti, das habe ich nicht. Er guckte mich an, und er sah wirklich schlimm aus.«

Tief atmete die Frau ein. Dann wischte sie über ihre Stirn und stand auf.

»Wo willst du hin, Mutti?«

»Zum Fenster.« Gabi lächelte. »Ich möchte nachschauen, ob dort jemand ist.«

»Ja, tu das.«

Gabi ging ans Fenster. Von dieser Seite besaß sie einen Blick in das kleine Tal, wo das Dorf lag, und bis zu den Hügeln auf der gegenüberliegenden Seite.

Dort war alles finster. Die Berge selbst hoben sich als dunkle Wellen ab.

Es war kalt geworden — bitterkalt. Die Temperaturen lagen unter dem Gefrierpunkt, der Frost klirrte, und nach dieser Nacht würden die letzten Blätter von den Bäumen fallen.

»Ich sehe nichts«, sagte Gabi.

»Du mußt das Fenster öffnen, Mutti.«

Die Frau hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, verschluckte sie jedoch. Sie wollte ihren Sohn nicht noch mehr erschrecken, sondern beruhigen. Er hatte genug Angst ausgestanden, und sie wollte

diese Angst nicht noch schüren.

Deshalb räumte sie die Fensterbank leer, stellte alles auf den Fußboden und öffnete.

Kalte Luft wehte in das Zimmer Gabi Leber fröstelte, während Helmut die Decke hochzog. Sein Gesicht war bleich. Er schaute auf seine Mutter und sah, wie diese sich aus dem Fenster beugte.

Gabi blickte nach unten.

Sie sah nichts. Niemand hielt sich im Garten auf. Der Lichtschein fiel fast bis auf den Boden, verschwommen erkannte sie dort einen gelblichen Fleck.

Die Leiter!

Sie stand direkt unter dem Fenster. Wenn Gabi sich hinauslehnte, konnte sie mit der ausgestreckten Hand die oberste Sprosse berühren.

Erschrecken zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab. Wie kam die Leiter hierher? Sie hatte sie nicht gegen die Hauswand gestellt und ihr Mann auch nicht, soviel sie wußte. Helmut besaß nicht die Kraft dazu, und so kam dafür nur ein Fremder in Frage.

Hatte sich der Junge doch nicht getäuscht? War tatsächlich jemand die Leiter hochgeklettert und hatte durch das Fenster geschaut? Alle Anzeichen deuteten darauf hin.

Ein ungutes Gefühl überfiel die Frau. Die Zeitungen schrieben oft genug von Einbrüchen in Einfamilienhäuser. Bisher war ihre Siedlung verschont geblieben, aber das sollte nichts heißen. Irgendwann geschah so etwas immer zum ersten Mal.

Wenn nur Dirk, ihr Mann, dagewesen wäre. So aber fühlte sie sich ziemlich unsicher.

»Siehst du ihn?« Helmuts Stimme unterbrach ihre Gedanken.

Die Frau zuckte zurück. »Nein, mein Schatz, hier ist niemand.«

»Aber ich habe das Gesicht gesehen.«

Das glaube ich dir sogar, dachte Gabi Leber, dann beugte sie sich noch einmal vor, packte die Leiter, schob sie zur Seite und warf sie einfach um.

Dumpf schlug sie auf.

»Was war das?« fragte Helmut.

»Nichts.« Die Frau schloß das Fenster und zog gleichzeitig die Vorhänge zu. Als sie sich umdrehte, lächelte sie. »Du kannst weiterschlafen, mein Kleiner.«

»Ich habe Angst, Mutti.« Helmut flüsterte die Worte, und seine Mutter konnte ihn sehr gut verstehen. Auch, sie fühlte sich unwohl. Nur durfte sie das dem Jungen nicht zeigen. Sie mußte jetzt souverän sein, sich keine Blöße geben, damit der Junge nicht noch größere Ängste bekam.

»Es war alles ein Traum«, versuchte sie abzuschwächen. »Wirklich, Helmut.«

»Ich kann aber nicht schlafen. Ich…«

Beide hörten sie plötzlich den Knall. Und dann das Splittern. Gabi stand wie angewurzelt auf dem Fleck. Sie hatte sich leicht nach vorn gebeugt und lauschte.

Der Knall, das war die Haustür gewesen. Jemand hatte sie aufgebrochen, und sie war gegen die Wand geschlagen. Dort stand ein alter Spiegel, den Dirk am nächsten Tag aufhängen wollte. Die Klinke mußte ihn zerstört haben.

Der Einbrecher befand sich im Haus.

Er war da!

Die Polizei! Himmel, ich muß die Polizei anrufen dachte Gabi Leber erschreckt.

Das Telefon stand unten im Flur, und genau dort lauerte der Einbrecher. Wenn sie anrufen wollte, würde sie ihm in die Arme laufen.

Dann hörten Mutter und Sohn ein Geräusch.

Schritte. Dumpf und polternd. Von einer nahezu beängstigenden Monotonie.

Und sie kamen die Treppe hoch…

***

Auf dem Rücksitz hockten zwei Skelette. Überreste des letzten Falls, den Suko, Kommissar Mallmann und ich im Hotel zur dritten Hölle erlebt hatten, wo wir gegen Zombies kämpften. Sie hielten das Hotel besetzt, und es war zu einer gefährlichen Auseinandersetzung gekommen, in die sogar noch Xorron, der Herr der Zombies und Ghouls eingreifen wollte.[1]

Es war ihm nicht mehr gelungen. Er war innerhalb des Todesnebels aufgetaucht, den Solo Morasso geschickt hatte. Und dieser Nebel war auch in den BMW gedrungen, wo zwei von uns überwältigte Mörder saßen. Die Männer sollten einem deutschen Gericht überstellt werden, doch der Nebel war durch die offene Scheibe gedrungen und hatte ihnen das Fleisch von den Knochen gelöst. Als Skelette blieben sie zurück.

Will Mallmann hatte sich erstaunlich gut erholt, denn er war eine Geisel der Untoten gewesen, und sie waren nicht eben sanft mit dem Kommissar umgegangen. Vielleicht hatte er noch Schmerzen, wenn, dann zeigte er sie nicht.

Natürlich mußte Will Erklärungen abgeben. Er schaltete auch seine Dienststelle ein. Dort wußte man inzwischen von den Aktivitäten des Kommissars. Es war bekannt, daß sich Will Mallmann hin und wieder mit Fällen beschäftigte, die rational kaum zu erklären waren. Man hatte sich daran gewöhnt.

Wir schafften die Skelette nach Wiesbaden zum BKA. Dort sollten sie

verbrannt werden, hatte man dem Kommissar mitgeteilt. Mir war es egal, in Deutschland besaß ich keinerlei Vollmachten, und so hielten Suko und ich uns zurück.

Einmal hatte ich mit London telefoniert. Sir James Powell, seines Zeichens Superintendent und mein Vorgesetzter, war nicht anwesend.

Er hatte außerhalb zu tun. So gab ich Glenda Perkins, meiner Sekretärin, bekannt, daß wir noch einen Tag in Deutschland bleiben würden.

»Da wird sich Jane Collins aber freuen«, sagte sie.

»Wieso?«

»Sie ist leicht sauer, weil Sie versprochen hatten, sie mit nach Deutschland zu nehmen.«

»Das ging nicht.«

»Habe ich ihr auch gesagt.«

»Ich bin ja bald wieder zurück, dann regle ich die Sache.«

Glenda lachte nur.

An dieses Gespräch mußte ich denken, als wir in der kleinen Halle eines Wiesbadener Hotels saßen. Hier gab es keine Untoten oder Geister, sondern einen normalen Hotelbetrieb. Suko und ich warteten auf den Kommissar. Wir wollten anschließend noch einen mittelprächtigen Zug durch die Gemeinde machen und auch über den Fluß nach Mainz fahren. Die Altstadt sollte sehr interessant sein.

Ich hoffte nur, daß Will früh zurückkam.

Suko stemmte sich hoch. »Ich rufe mal London an.«

»Shao?«

»Wen sonst?«

»Okay.« Ich schaute Suko nach, wie er zur Rezeption ging. Das Gespräch mußte angemeldet werden. Vor mir auf dem Tisch stand deutsches Bier, und ich nahm hin und wieder einen kleinen Schluck von dem herrlichen Gerstensaft.

Unter der Platte besaß der Tisch ein Fach. Dort lagen einige Zeitungen. Um die Langeweile zu vertreiben, nahm ich ein paar Blätter hoch. Obenauf lag eine Gazette, die täglich erscheint und eine sehr hohe Auflage in Deutschland besitzt. Der Titel bestand aus vier Buchstaben.

Das Blatt war reißerisch aufgemacht, mit dicken, ins Auge springenden Headlines.

Die Schlagzeile auf der ersten Seite konnte ich einfach nicht übersehen.

MITTERNACHTS-VAMPIR SCHLÄGT ZU

Dann die Unterzeile: Menschen im Rhein-Main-Gebiet zittern vor dem Terror eines Blutsaugers.

Ich hob die Augenbrauen. Das interessierte mich. Aus dem Bericht erfuhr ich, daß der Mitternachts-Vampir in Häuser eindrang, Frauen

anfiel und deren Blut trank. Man hatte die Frauen nie gefunden, denn sie wurden von ihm weggeschleppt. Inzwischen vermißte man schon drei Personen, die einfach nicht wieder aufgetaucht waren.

Es hatte auch Zeugen gegeben. Zumeist waren es Kinder gewesen, doch die Polizei legte auf deren Aussagen keinen so großen Wert. Man stritt die Existenz von Vampiren einfach ab. Obwohl aus den Aussagen hervorging, daß der unheimliche Eindringling ein Vampir gewesen sein mußte, denn sämtliche Anzeichen deuteten darauf hin.

Wirklich ein Vampir?

Die Frage stellte ich mir, und ich wollte sie auch dem Kommissar stellen. Vielleicht wußte er etwas zu diesen Fällen zu sagen. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß sie nur auf reiner Spekulation beruhten.

Dafür war ich einfach zu mißtrauisch.

Als ein Schatten auf den Tisch fiel, hob ich den Kopf. Suko war zurückgekehrt. Er grinste.

»Was ist?«

»Ich soll dich grüßen und dich gleichzeitig ausschimpfen. Shao ist sauer, daß wir noch einen Tag dranhängen.«

»Um so schöner wird das Wiedersehen.«

»Kannst du dir als Junggeselle auch erlauben zu sagen.«

»Bist du keiner?«

»Ja, aber anders.«

Ich lachte, während Suko sich bei einem Ober Prickelwasser bestellte, von dem man Läuse in den Bauch bekommt. Wenigstens nach meiner Ansicht.

Der Chinese deutete auf die Zeitungen. »Was steht denn Interessantes darin?«

»Lies selbst.« Ich warf ihm das Blatt rüber.

»Danke.«

Suko war inzwischen der deutschen Sprache so mächtig, daß er auch Zeitungen lesen konnte, wenn es sich dabei nicht gerade um Wirtschaftsmagazine handelte.

Konzentriert las er den Artikel, während ich mir eine Zigarette anzündete und langsam rauchte. Nach einigen Minuten ließ mein Freund und Kollege die Zeitung sinken.

Gespannt schaute ich ihn an.

Suko verzog das Gesicht. »Glaubst du das, was die Zeitung hier schreibt?«

»Weiß nicht.«

»Ich bin auch unsicher. Einerseits wissen wir verdammt genau, daß es Vampire gibt. Zum anderen kann ich mir nicht vorstellen, daß so ein Blutsauger auftaucht und seine Opfer mir nichts dir nichts entführt. Oder?«

»Daran habe ich auch gedacht.«

»Wir sollten Will Mallmann fragen, wenn er zurückkommt.«

Ich beugte mich vor und schenkte den Rest des Bieres aus der Flasche ins Glas. »Der Meinung bin ich auch. Will weiß sicherlich mehr darüber.«

Wie auf ein Stichwort betrat der Kommissar die Hotelhalle, schaute sich kurz um und sah uns in der Ecke sitzen. Er winkte und zog während des Gehens seinen Mantel aus, der ihm von einem Hotelpagen abgenommen wurde.

Will hatte sich behandeln lassen. An der Stirn trug er ein Pflaster. Zwar sah er noch ziemlich blaß aus, aber er hatte sich inzwischen wieder einigermaßen erholt.

»Und?« fragte ich.

Der Kommissar grinste. »Alles erledigt«, erwiderte er. »Nichts wird an die Öffentlichkeit gelangen. Das BKA schottet alles ab.«

»Das ist gut. Was ist mit den Skeletten?«

»Unsere Wissenschaftler untersuchen sie noch. Glaube allerdings kaum, daß sie etwas finden werden.«

Da mußte ich dem guten Will Mallmann Recht geben.

»Was habt ihr denn so getrieben?« fragte er.

»Zeitung gelesen.«

»Welche?«

»Die.« Ich schnippte dem Kommissar das Blatt rüber. Will faltete es auf und begann zu lesen.

Von zwei Seiten her beobachteten Suko und ich den Kommissar.

Mallmann hatte sein Pokerface aufgesetzt. In dem Gesicht regte sich kein Muskel. Auch als er die Zeitung sinken ließ.

»Was hältst du davon?« fragte ich ihn.

»Den Fall kenne ich.«

Wir horchten auf und warteten auf eine Erklärung des Kommissars.

Will verzog die Lippen zu einem schmalen Lächeln. »Es ist so«, sagte er. »Dieser Vampir geistert bereits seit einigen Wochen durch unsere Zeitungen.«

»Nur durch die Zeitungen?« fragte Suko zwischen.

»Was an der Geschichte stimmt und was nicht, das kann ich nicht sagen«, erklärte Will. »Viele halten es für eine ausgemachte Zeitungsente, bei der wieder mit der Angst der Menschen spekuliert wird.«

»Und du?«

Der Kommissar blickte mich an. »Nun, was soll ich dazu alles sagen? Genau weiß ich auch nicht Bescheid. Jedenfalls hatte ich keine Zeit, der Sache nachzugehen.«

»Wir werden morgen noch in Deutschland sein«, sagte ich. »Vielleicht sollten wir uns darum kümmern.«

»Wenn ihr wollt…«
»Begeistert scheinst du mir nicht gerade zu sein«, lächelte ich.
»Nein, John. Ich kenne ähnliche Aufmacher. Es gab auch schon mal einen Vampir von Nürnberg. Da war nichts Okkultes daran, nur ein gefährlicher Spinner, der nicht in seinem Bett schlief, sondern in einem Sarg. Ich habe den Fall damals genau verfolgt und mich auch für dessen Aufklärung interessiert. Deshalb stehe ich dem heutigen ein wenig skeptisch gegenüber.«
Irgendwie hatte ich mich festgebissen und ließ deshalb auch nicht locker. »Es ist nicht gesagt, daß der eine Fall mit dem anderen nichts zu tun hat. Das können verschiedene Paar Schuhe sein. Glaub es mir. Und wie das hier geschildert ist…« Ich deutete auf die Zeitung. »Auch wenn man dabei Abstriche macht, kommt mir die ganze Sache doch nicht ganz astrein vor.«
»Du hast mich überzeugt, John. Wann sollen wir starten? Sofort?«
»Und der Zug durch die Gemeinde?« Will grinste.
»Dann bist du an dem noch interessiert?«
»Sicher.«
»Okay«, sagte Will. »Ich hole euch gegen Abend ab. Ihr seid müde, ich bin es. Ein wenig Matratzenhorchdienst kann uns allen nicht schaden. Oder?«
Wir waren einverstanden. Will Mallmann verschwand. Suko und ich blieben noch sitzen.
»Das kann auch ein Schuß in den Ofen werden«, meinte mein Freund.
»Klar. Nur würde ich mir immer Vorwürfe machen, wenn an dem Fall tatsächlich etwas dran ist und wir uns nicht darum gekümmert haben. Das ist es doch.« Ich sah es dem guten Suko am Gesicht an, daß er ebenso dachte wie ich.
Will Mallmann kam am Abend, als es schon dunkel war. Mit dem Taxi fuhren wir nach Mainz und zogen durch die Altstadt, dabei nicht wissend, daß sich nur wenige Kilometer entfernt in einem kleinen Dorf im Taunus ein Drama anbahnte.
Denn der Mitternachts-Vampir wollte sich sein viertes Opfer holen…

***

Schritte!
Wie oft war Gabi Leber schon die Treppe hochgegangen. Und wie oft war sie ihr viel zu lang vorgekommen. Doch nun näherte sich das Verhängnis.
Viel zu schnell…
Dumpf dröhnte es, wenn der Einbrecher seinen Fuß aufsetzte. Erst jetzt fiel Gabi ein, daß sie zum Fenster laufen und um Hilfe rufen konnte.
Doch sie schaffte es nicht, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Schließlich war da noch Helmut, ihr Sohn. Ihn wollte sie nicht aus den Augen lassen.

Mutter und Sohn zitterten vor Angst. Der Kleine hockte noch im Bett.

Er hatte beide Arme um die Beine seiner Mutter geschlungen und schaute aus großen Augen zur Tür.

Die Schritte waren verstummt.

Jetzt hatte der Einbrecher die Treppe hinter sich gelassen und befand sich nun in dem kleinen oberen Flur, von dem die Türen zum Bad, Elternschlafzimmer und dem Zimmer des Jungen abzweigten. Eigentlich waren zwei Kinderzimmer vorgesehen, doch die Lebers hatten eine Wand weggelassen, so daß ihr Junge nun ein relativ großes Zimmer für sich besaß.

Die Frau wagte nicht, durch die Tür zu schauen, die nur angelehnt war. Sie starrte nur auf den langen Spalt, der von oben nach unten lief und hinter dem die Dunkelheit des Flures lag.

Dann eine Bewegung der Tür. Von außen tastete eine Hand nach der Klinke und zog die Tür auf.

Wie hypnotisiert stierte Gabi Leber die Tür an. Stück für Stück wurde sie weiter aufgezogen, bis der Spalt so breit geworden war, daß sich jemand hindurchzwängen konnte.

Der Einbrecher erschien. Auf der Schwelle stand er. Gabi Leber und ihr kleiner Sohn sahen nur die Umrisse der hohen Gestalt, die fast die gesamte Türhöhe ausfüllte. Das Gesicht lag noch im Dunkeln, doch dann bewegte sich der Einbrecher ein wenig vor. Er übertrat die Schwelle, und sein Gesicht geriet in den Schein der an der Decke hängenden Lampe.

Grau sah es aus. Grau und irgendwie bleich. Es stach deshalb ab, weil der Eindringling auch dunkle Kleidung trug. Er hatte einen Arm ausgestreckt und die Hand auf die Türklinke gelegt. So blieb er stehen und schaute Mutter und Sohn an.

Gabi hob ein wenig den Kopf. Sie sah in das Gesicht und da besonders in die Augen des Mannes.

Noch nie in ihrem Leben hatte sie solche Pupillen gesehen. Sie wirkten kalt, reglos, wie zwei Steine. Und sie schienen in keinerlei Beziehung zu stehen, denn Gabi konnte sich nicht vorstellen, daß sich in ihnen jemals so etwas wie Gefühl zeigen konnte.

Sekunden vergingen.

Es war still geworden. Selbst der Junge hatte aufgehört zu weinen.

Wie seine Mutter, so starrte auch er nur den Fremden an, der wie eine unausgesprochene Drohung in der Tür stand.

Schließlich, nach einer Zeit, die Gabi endlos vorkam, faßte sie sich ein Herz. »Was…was wollen Sie?« fragte sie flüsternd. »Wir haben nichts. Bei uns können Sie kein Geld holen. Wir sparen uns das Haus wirklich ab, und wir…«

Mit einem unwilligen Knurrlaut unterbrach der Eindringling die Frau.

Dann öffnete er den Mund, um seine Antwort zu geben. »Dich will ich«, sagte er.

»Mich?«

»Ja.«

Gabi war völlig durcheinander. Trotz des Wirrwarrs an Gedanken in ihrem Kopf, schälte sich ein Begriff immer deutlicher hervor.

Sittenstrolch. Das ist kein Einbrecher, sondern ein Sittenstrolch. Ja, so mußte es sein. Ein Sittenstrolch.

Mein Gott…

Sie wurde noch bleicher. Dieser Mann, der so düster aussah, würde keine Rücksicht nehmen. Daran glaubte sie nicht. Nein, der war gefährlich, der war grausam. Er würde sie…Gabi dachte nicht mehr weiter.

Dann traf sie der dritte Schock.

Der Unheimliche öffnete seinen Mund.

Weiß sahen die Zähne aus. Zu hell - und zu spitz.

Rechts und links im Oberkiefer entdeckte die Frau das Schreckliche.

Aus dem Kiefer wuchsen die beiden langen Hauer. Zähne, wie sie ansonsten nur Vampire hatten.

Und Vampire gab es doch nicht. Das war ein Märchen, eine böse Legende…

»Mutti, das ist ein Vampir!«

Die weinerliche Stimme ihres Sohnes riß Gabi aus ihren Gedanken.

Ja, Helmut hatte Recht.

Vor ihnen stand ein Vampir.

Ein Verkleideter, denn Gabi konnte nicht glauben, daß es die Blutsauger tatsächlich gab. Er mußte sich einfach verkleidet haben. Es gab keine andere Möglichkeit…

Und er kam näher.

Ein Schritt, ein zweiter…

Dabei lächelte er gefährlich und streckte seine Arme aus. »Ich will dich«, flüsterte er. »Dein Blut, denn du sollst einkehren in den Kreis meiner Bräute…«

Was der Vampir sagte, konnte die Frau kaum glauben. Es klang wie ein Märchen, eine böse Saga.

Blut!

Er wollte Blut - ihr Blut.

Gabi Leber raffte alle Kraft zusammen. »Geh!« flüsterte sie scharf. »Geh endlich. Ich will dich hier nicht sehen. Verschwinde von hier. Laß mein Kind und mich…«

Da traf sie der Schlag.

Der Vampir hatte nicht nur sich vorgewuchtet, sondern auch seinen

Arm. Der Hieb war sehr hart geführt worden, und der schleuderte die Frau zu Boden, wo sie sich um die eigene Achse wälzte.

Der Junge schrie auf. Er sah seine Mutter liegen und das Blut aus ihrer Nase tropfen. Seine Angst wurde von dem Gefühl, seiner Mutter helfen zu wollen, noch übertroffen. Er sprang aus seinem Bett und dem Vampir in den Weg.

Der fauchte nur ärgerlich. Mit einem Schlag seines Handrückens schleuderte er den Jungen von sich. Helmut rollte bis an sein Bett und begann zu weinen.

Der Vampir kümmerte sich nicht um ihn. Für ihn war die Frau wichtig.

Die Frau und ihr Blut, denn sie sollte seine »Braut« werden.

Gabi Leber hatte sich wieder gefangen. Sie stemmte ihre Hände gegen den Teppichboden und rollte sich herum. Als sie auf dem Rücken lag, griff der Blutsauger zu.

Seine rechte Hand wühlte er in die Kleidung. Mit einem gewaltigen Ruck zog er Gabi hoch.

Sie wehrte sich. Mit beiden Fäusten schlug sie zu, traf das Gesicht des Mannes und spürte gleichzeitig, wie kalt und blutleer diese grauweiße Haut war.

Auch richteten die Schläge nichts gegen ihn aus. Der Vampir lachte nur. Es war ein häßliches fauchendes Lachen, das Gabi klarmachte, chancenlos zu sein.

Mit dem Kopf stieß der Vampir zu.

Gabi Leber spürte den scharfen Schmerz an der Stirn. Etwas explodierte in ihrem Schädel. Blitze und Sterne zuckten gleichzeitig auf.

In den Knien breitete sich ein weiches Gefühl aus, und sie schaffte es kaum noch, sich auf den Beinen zu halten. Allmählich gaben sie nach.

Gabi sackte zusammen.

Bevor sie zu Boden fallen konnte, griff der Blutsauger in ihr langes dunkelblondes Haar und hielt sie fest. Dann beugte er sich knurrend nach unten, wobei er gleichzeitig den Kopf so zur Seite drehte, daß der Hals frei lag.

Unter der straffen Haut lag die Ader. Und in ihr pochte das Blut. Es war heiß und warm, genau, wie er es haben wollte und haben mußte…

Das alles sah auch der kleine Helmut, den der Vampir vergessen hatte. Ein Kind konnte ihm wirklich nicht gefährlich werden, dachte er und achtete nicht darauf, als der Kleine aufstand. Er hatte eine geschwollene Wange. Aus seinen Augen liefen Tränen, die nasse Spuren in seinem Gesicht hinterließen.

Obwohl er vor Angst fast verging, wollte er doch seine Mutter retten.

Dieser fremde böse Mann sollte ihr nichts tun. So etwas wie

Beschützerinstinkte erwachten in dem Jungen.

Ohne auf die Gefahr zu achten, in die er sich begab, sprang er den Vampir an. Er krallte sich an dem grauen Mantel fest und trat mit seinen Füßen so fest zu, wie er nur konnte. Dabei traf er die Beine des Vampirs, der zwar keine Schmerzen spürte, doch die Berührung an sich war ihm lästig.

Er ließ Gabi Leber los, so daß sie zu Boden fiel und erst einmal liegenblieb. Dann fuhr er herum.

Weit hatte er sein Maul aufgerissen, das Gesicht war zu einer Grimasse geworden, und dann stürzte er sich auf den Jungen. Dieser Unhold nahm keine Rücksicht darauf, daß er es hier mit einem Kind zu tun hatte.

Helmut wollte schreien, doch da waren plötzlich die Hände, die sich um seinen Hals legten und zudrückten.

Der Junge hätte keine Chance gegen den Vampir gehabt, normalerweise nicht, aber er trug sein Kreuz um den Hals. Es lag ziemlich eng, die Kette spannte sogar ein wenig, und das war Helmuts Glück.

Der Vampir brüllte plötzlich auf, kaum daß sich seine Hände um den Hals des Kleinen geschlossen hatten. Er zuckte zurück, riß die Arme hoch und drehte die Handflächen nach außen.

Mit der linken hatte er das Kreuz berührt. Es war längst nicht so stark wie das des Geisterjägers John Sinclair, aber allein seine Anwesenheit hatte ausgereicht, um den Vampir zu erschrecken und ihm eine Verletzung beizubringen.

Wo der Handballen saß, zeichnete sich deutlich der Abdruck des kleinen Kreuzes ab.

Er war in die Haut hinein gebrannt. Ein Zeichen!

Der Vampir krümmte sich. Er schlenkerte dabei seinen Arm, als würde er in Flammen stehen. Seine Augen waren weit, mit denen er den Jungen anschaute.

Helmut begriff noch nichts. Er war nur froh, daß er die Hände nicht mehr um seinen Hals spürte und war deshalb bis zur Wand hin zurückgewichen.

Dort stand er Angst schlotternd.

Der Blutsauger aber ließ sich nicht aufhalten. Nur hatte er es jetzt eiliger, denn er wollte nicht noch einmal Bekanntschaft mit dem Kreuz machen.

Bevor sich Helmut versah, hatte sich der Vampir gebückt. Im nächsten Moment zeigte er, welch eine Kraft in seinem untoten Körper steckte. Er wuchtete die Frau hoch und warf sie über seine Schulter. Dann verließ er das Zimmer und polterte die Treppe hinunter.

Zurück ließ er einen völlig verzweifelten sechsjährigen Jungen…

***

»Also, Dirk, dann mach's mal gut«, sagte der Pfarrer zu ihm, als sich der Stammtisch auflöste und schlug ihm auf die Schulter. »Laß dich mal wieder in der Kirche sehen. Das kann keinem schaden.«

Dirk Leber stützte seine rechte Hand auf eine Stuhllehne. »Wird schon klargehen, Herr Pfarrer. Aber ich schlafe am Sonntag gern lange.«

»Und am Samstagabend? Kannst du da nicht kommen?«

Dirk grinste schief. »Da ist die Sportschau.«

»Ich sitze zwar nicht so oft vor der Glotze, doch wie ich weiß, gibt es auch noch das Sportstudio. Ist ja auch nicht schlecht.«

»Sie haben gewonnen, Herr Pfarrer.«

Die beiden Männer verließen als letzte den Stammtisch. Während Dirk Leber leicht einen im Schuh hatte, wie man so schön sagt, war der Pfarrer nüchtern. Und auch zufrieden. Er hatte einen Malermeister dazu überreden können, zu einem Freundschaftspreis die Kirche von innen neu zu streichen.

Das war wichtig, denn die kleine Gemeinde war nicht eben mit großen Gütern gesegnet. Überall wurde gespart, auch in der Kirche.

Vor dem Gasthaus erkundigte sich der Pfarrer, ob er Dirk mit seinem Wagen nach Hause fahren sollte.

Leber stellte den Kragen seiner gefütterten Wildlederjacke hoch.

»Danke für den Vorschlag, Herr Pfarrer, aber ein Spaziergang in der Kälte tut gut.«

»Das will ich meinen.« Der Pfarrer nickte. »Bis zum Sonntag dann.«

»Abgemacht.«

Dirk drehte sich um. Er gähnte In seinem Kopf hatte er ein dumpfes Gefühl, die beiden letzten Schnäpse waren doch ein wenig zuviel gewesen.

Auf dem Heimweg zündete er sich ein dünnes Zigarillo an. Dabei ließ er das Mundstück zwischen den Lippen, und der Rauch vermischte sich mit seinem Atem vor dem Mund. Gebückt stiefelte er nach Hause. Sicher würde Gabi ihm wieder Vorhaltungen machen, womit sie ja Recht hatte, denn die paar Stunden Schlaf, die noch vor ihm lagen, reichten nicht aus. Um acht Uhr begann sein Dienst. Er mußte nach Frankfurt und sich dort um den Aufbau eines neuen Computers kümmern, für den er als Elektronik- und Informatikfachmann verantwortlich war.

Ausgestorben lag die Hauptstraße vor ihm. Die wenigen, am Rand stehenden Wagen, zeigten bereits eine glitzernde Schicht auf dem Blech. Das war Eis.

Frostkalte Novembernächte liebte Dirk. Allerdings nicht, wenn er draußen war, und dann nur am Wochenende, so daß er am anderen Tag nicht aufzustehen brauchte.

Es brannten nur wenige Lichter. Hinter den Schaufensterscheiben der

Geschäfte meist nur die Notbeleuchtung. Selbst die kleine Disco schräg gegenüber hatte schon geschlossen. Ein einsames Mofa stand vor dem Laden.

Dirk nahm eine Abkürzung. Hinter der VW-Werkstatt führte ein schmaler Weg den Hügel hoch und erreichte kurz vor der Siedlung die Straße. Der Weg war zwar anstrengender zu laufen, aber das konnte Dirk wirklich nicht schaden. Vielleicht verschwand dann der Alkoholdunst aus seinem Kopf.

Ein paar Kurven mußte er gehen.

Wenn er weiter hoch schaute, sah er schon die bläulichweißen Lichtinseln der Straßenlaternen, die in der neuen Siedlung standen.

In dem Bezirk, den er jetzt durchquerte, wohnten die alteingesessenen Bürger. Es waren auch prächtige Häuser darunter, oft sehr alt, aber gut gepflegt.

Plötzlich blieb er stehen.

Nicht weit entfernt glaubte er, einen Schatten gesehen zu haben. Als Dirk seinen Schritt verhielt, verschwand der Schatten hinter einem Busch, und ihm kam es vor, als wäre er überhaupt nicht dagewesen.

Dirk wischte über seine Augen. Werde mich wohl getäuscht haben, dachte er und hoffte nur, daß er keine weißen Mäuse sah.

Wenig später passierte er die Stelle, wo er den Schatten gesehen hatte.

Dort war alles leer.

Wenn er jedoch hinter dem alten Schuppen nachgesehen hätte, der am Rand eines großen Grundstücks stand, hätte er einiges gesehen. So aber ging er weiter und war ahnungslos, als er die neue Straße betrat, die in die Neubausiedlung führte.

Auch hier war es ruhig. Kaum daß hinter den Fenstern der Häuser Licht brannte. Nur vereinzelt ein paar hellere Flecken im Einerlei der Hauswände.

Immer wenn Dirk die Siedlung sah, bekam er einen Schrecken. Er hatte nie ein solches Reihenhaus haben wollen, aber hohe Bau- und Grundstückskosten hatten ihn schließlich zu einem solchen Kompromiß gezwungen.

Und weiter ging er.

Wieder kürzte er ab. Zwischen den Garagenkomplexen gab es einen schmalen Weg. Die Anlieger hatten sich die Kosten für eine Plattierung geteilt, so daß er jetzt auch von den Kindern als Spielweg benutzt werden konnte.

Er führte an den kleinen Gärten vorbei, und wo sich sein Ende befand, da begann auch schon der Häuserkomplex, in dem auch das Reihenhaus der Lebers stand.

Man konnte es vom Weg aus sehen. Dirk brauchte nur nach links zu schauen und acht Häuser abzuzählen.

Dort war seins.
Wo die Lampe über der Tür brannte.
Wieso brannte sie denn? Gabi ließ sie nie an. Sie wollte auch Strom sparen, und so betrunken war Dirk noch nie, daß er den Weg nicht allein gefunden hätte.
Das Denken fiel ihm ein wenig schwer, und er wunderte sich auch, daß sich vor der Haustür Menschen aufhielten.
Da war doch nichts passiert?
Was die kalte Luft nicht vermocht hatte, das schaffte nun das Gefühl der Angst. Dirk Leber wurde schlagartig nüchtern und klar im Kopf. Er begann zu laufen.
Weit hatte er es nicht, und die Menschen vor seinem Haus hörten auch seine Schritte, die als Echos an den Fassaden widerhallten. Ein Nachbar lief ihm entgegen. Er trug noch einen Schlafanzug und hatte nur einen Bademantel übergeworfen.
»Dirk«, rief er, »gut, daß du kommst.«
»Was ist denn geschehen?« Schwer atmend blieb Dirk Leber stehen.
»Komm erst mal mit.«
»Nein, Manni, sag was los ist.«
»Deine Frau. Sie ist…«
»Ist ihr etwas passiert?«
Manni Mehlert hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, Dirk. Wirklich nicht. Silke ist bei deinem Jungen. Er weint, und sie versucht ihn zu beruhigen.«
Käsig sah Dirk plötzlich aus. Er zitterte am ganzen Leib. Deutlich malte sich der Schreck auf seinem Gesicht ab. Er kümmerte sich nicht um den Nachbarn, sondern rannte auf das Haus zu. Das kleine Tor des Vorgartens stand offen. Dirk hetzte über den Weg und vorbei an den Nachbarn ins Haus. Er hatte die mitleidigen Blicke gesehen, die man ihm zuwarf, und er empfand sie in diesen Augenblicken als scheinheilig und verlogen.
Von oben hörte er Stimmen. Eine gehörte Silke Mehlert, die andere seinem Sohn.
Mit Riesensätzen hetzte der besorgte Vater und Ehemann die Stufen hoch. Weit geöffnet war die Tür zum Kinderzimmer. Dort befanden sich Silke und Helmut.
Dirk stürmte in den Raum.
Silke saß mit dem Kleinen auf der Bettkante. Auch sie hatte nur einen Morgenmantel über ihr Nachthemd geschlungen. Das rote Haar war nicht gekämmt und erinnerte Dirk an wirre Putzwolle, so wie es vom Kopf stand.
»Vati!«
Es war ein Aufschrei, der aus dem Mund des Kleinen drang und Dirk wie ein Messer ins Herz schnitt. Bevor sich der Mann versah, war sein

Sohn ihm in die Arme geflogen und barg seinen Kopf an Dirks Hüfte.

»Vati, Vati, er hat sie mitgenommen.«

Dirk ging in die Knie. »Wer hat wen mitgenommen?«

»Der Vampir die Mutti.«

Dirk Leber zuckte zusammen. Er hob ein wenig den Kopf und schaute Silke Mehnert an, die nur die Schultern zucken konnte. Anscheinend hatte Helmut ihr das gleiche erzählt.

Dirk preßte seinen Sohn an sich. Er spürte die nassen Wangen des Kleinen an der seinen. »Jetzt hör mir mal zu, mein kleiner Liebling. Sind da Einbrecher gekommen? Ich habe den kaputten Spiegel gesehen, und das waren bestimmt Leute, die in unser Haus einbrechen wollten, nicht wahr?«

»Nein, Vati, es war ein Vampir.«

Dirk Leber runzelte die Stirn. Tief atmete er ein. Er saugte die Luft durch die Nasenlöcher. Dabei warf er Silke Mehnert einen verzweifelten Blick zu.

»Mir hat er das gleiche gesagt«, erklärte die rothaarige Frau.

»Er war groß, Vati, und er hatte einen grauen Mantel an. Sogar mit einem Kragen aus Fell. Das Gesicht war richtig weiß, und zwei lange Zähne hatte er auch. Ehrlich.«

Der Mann achtete nicht mehr auf die Worte seines Sohnes, sondern nickte der Nachbarin zu. »Ich gehe nach unten und rufe die Polizei an«, sagte er.

»Ja, tu das.«

»Wird die Polizei den Vampir jagen?« fragte Helmut.

Er bekam keine Antwort von seinem Vater, weil Dirk das Zimmer schon verlassen hatte. Obwohl es warm im Haus war, lag auf seiner Stirn der kalte Schweiß. Er lief die Treppe hinab und sah unten im Flur seinen Nachbarn, der die Tür inzwischen geschlossen hatte. Hinter der Milchglasscheibe waren die Umrisse der anderen Neugierigen zu erkennen. Sie standen im Schein der Lampe.

»Nun, wie ist es?« fragte Manfred seinen Freund.

Neben dem Telefon blieb Dirk stehen und hob die Schultern. Er hatte dunkelbraunes Haar und ein schmales Gesicht mit einer leicht gebogenen Nase über den etwas zu vollen Lippen.

»Helmut spricht immer von einem Vampir, der in die Wohnung gekommen sein soll.«

Manni verzog den Mund. Sogar die Haare seines Schnäuzers sträubten sich. »Von einem Vampir?«

»Ja.«

»Der hat wohl zu viele Gruselgeschichten gelesen.«

»Unsinn, er kann gar nicht lesen.«

»Entschuldige, ich vergaß. Aber wie kann er nur darauf kommen? Das verstehe ich nicht.«

»Ich auch nicht«, erwiderte Dirk und rief die Polizei an. Er wählte 110, bekam sofort Verbindung und meldete in knappen Worten, was geschehen war.

»Wir kommen sofort«, sagte der Beamte und legte auf.

Manni holte Zigaretten hervor und bot Dirk eine an. Auch die Hände des Nachbarn zitterten, als er Feuer reichte. Beide Familien waren befreundet und ungefähr auch im gleichen Alter. Nur waren die Mehlerts kinderlos.

»Tja«, sagte Manni, »da weiß ich auch nicht, was ich machen soll.«

»Für mich liegt der Fall klar«, meinte Dirk und saugte den Rauch der Zigarette tief in seine Lungen. »Man hat Gabi entführt, das ist es.«

»Aber der Grund?«

»Was weiß ich?«

»Bei euch sind doch keine Reichtümer zu holen, Dirk. Die Entführer müßten blöd sein.«

»Vielleicht ein Versehen, wer weiß.« Dirk schluckte. »Und wenn, dann ist Gabi eine Zeugin. Sie werden sie nicht mehr lebend laufenlassen.«

Seine Stimme versandete.

»Nein, so schlimm wird es schon nicht kommen.«

»Doch, Manni, ich habe genug darüber gelesen. Die Zeitungen sind ja voll damit.«

»Übrigens, Zeitungen, da fällt mir etwas ein. Haben die Zeitungen nicht auch von einem Vampir geschrieben, der im Taunus sein Unwesen treiben soll?«

»Das sind Ammenmärchen.«

»Wie kommt dein Sohn dann dazu, von einem Vampir zu sprechen? Kannst du mir das erklären?«

»Er wird es irgendwo aufgeschnappt haben. Bei seinen Freunden oder Schulkollegen. Da sind auch ältere Jungen zwischen. Die machen solche Scherze. Ich erinnere mich, wie Anfang der sechziger Jahre die Dracula-Filme in den Kinos liefen. Mein Gott, da haben wir an der Kasse Schlange gestanden.«

»Na ja, ich weiß nicht so recht«, erwiderte Manfred Mehlert. »Irgend etwas ist da seltsam.«

»Natürlich, aber..« Dirk Leber sprach nicht mehr weiter, weil er durch die Scheibe einen rotierenden roten Schein gesehen hatte. Es war das Licht auf dem Polizeiwagen.

Dirk öffnete.

Die Nachbarn hatten sich zurückgezogen, standen jedoch in ihren Haustüren oder lagen in den Fenstern. Dirk hörte die getuschelten Worte, verstand allerdings nicht, was gesagt wurde.

Der Wagen hielt am Bordstein. Das rotierende Licht verlöschte ebenso wie die Scheinwerfer.

Zwei Polizisten waren gekommen. Der Fahrer, ein noch junger Mann, blieb sitzen. Sein Kollege stieg aus. Er hieß Emil Michorek und wurde immer Dorfsheriff genannt. Emil war ein gutmütiger Typ. Seinen Bierbauch präsentierte er stolz, und er gehörte auch zur Stammtischrunde, wenn er mal frei hatte.

In dieser Nacht mußte er Dienst schieben. Mit Handschlag begrüßte er die beiden Männer und nahm seine Mütze ab. Nur noch wenige schwarze Haare lagen auf seinem Kopf. »Was muß man da hören, Dirk? Deine Frau ist entführt worden?«

»Ja.«

»Aber das ist doch unmöglich.«

»Dachte ich auch, bis man mich eines Besseren belehrte.«

»Wer ist man?«

»Helmut.«

»Dein Sohn? Hat er den Überfall mitbekommen?«

»Leider.«

»Sag das nicht, Dirk, er kann für uns ein guter Zeuge sein.« Der dicke Emil Michorek schob sich durch die schmale Diele und ging auf die Treppe zu.

»Helmut ist oben«, sagte Dirk Leber.

Auf der untersten Stufe blieb Michorek stehen und machte eine halbe Drehung. »Ist der Kleine überhaupt ansprechbar?«

»Ich glaube ja.«

»Gut.« Der dicke Polizist quälte sich die Treppenstufen hoch. Er selbst wohnte in einer Bungalow-Siedlung. Da hatte er es nur mit der Kellertreppe zu tun, und wenn er Bier haben wollte, ging zumeist seine liebe Frau.

Der kleine Helmut stand am Fenster. Er schaute hinaus und auf den vor dem Haus stehenden Polizeiwagen. Als er die schweren Schritte des Beamten hörte, drehte er sich um.

Seine Augen wurden groß. »Onkel Michorek«, sagte er. »Du bist wirklich gekommen und holst meine Mutti zurück?«

»Ja, mein Kleiner. Ich werde alles versuchen.«

Als Helmut auf ihn zulief, bückte sich der Polizist so weit wie es seine Leibesfülle erlaubte und nahm den Kleinen in die Arme. Manni und Dirk kamen von unten hoch. Auf ihren Gesichtern stand die Ratlosigkeit. Bei Dirk kam noch die Sorge hinzu. Die Männer und auch Silke verhielten sich still, als Michorek begann, seine Fragen zu stellen.

»Nun erzähle mal alles der Reihe nach. Du bist ja schon so groß, Helmut, und du wirst das sicherlich behalten haben, was mit deiner Mutter geschehen ist.«

Der Junge erzählte. Er wiederholte stur das, was er schon vorher gesagt hatte. Immer wieder erwähnte er den Vampir, der seine Mutter

mitgenommen hatte.

Im Gegensatz zu den beiden Männern und auch zu Silke Mehlert, zweifelte der Wachtmeister kaum an den Worten des Jungen. Im Gegenteil, er stellte sogar noch gezielte Fragen nach dem genauen Äußeren, und er bekam zufriedenstellende Antworten.

Eine Viertelstunde etwa dauerte die Befragung, wobei sich der Polizist einige Notizen machte. Zum Schluß sagte er: »Ich danke dir, mein Kleiner. Ich danke dir wirklich. Du hast uns allen sehr viel geholfen!«

Aus großen Augen und vertrauensvoll schaute der Junge den Wachtmeister an. »Holst du meine Mutti zurück?«

»Ich werde alles versuchen.«

»Dann beeil dich aber. Sie hat keinen Mantel an, und draußen ist es kalt. Sie soll ja nicht frieren.«

Als die Erwachsenen die kindlichen Worte vernahmen, reagierten sie unterschiedlich. Dirk preßte hart die Lippen zusammen, weil ihm ein Kloß in der Kehle saß. Silke wischte sich über die Augen, während ihr Gatte Manfred stur zu Boden blickte.

Der Polizist strich dem Kleinen über den Kopf. »Ich tue alles, um deine Mutti wieder zurückzubringen. Das verspreche ich dir. Aber versprichst du mir auch etwas?«

»Mal sehen.«

»Du mußt dich jetzt ins Bett legen und schlafen. Sicher bleibt die Tante so lange bei dir, bis du eingeschlafen bist.« Dabei warf er Silke Mehlert einen fragenden Blick zu.

Die Frau nickte.

Der Polizist erhob sich ächzend. Er winkte den beiden Männern zu.

»Kann ich mit euch kurz sprechen?«

»Natürlich«, erwiderte Dirk. »Wir gehen hinunter in den Wohnraum.«

Dort nahmen sie auf der Couch und im Sessel Platz. Der Wachtmeister hatte sich einen Sessel ausgesucht, der sich unter seinem Gewicht stark durchbog.

Dirk Leber holte etwas zu Trinken. Emil Michorek schüttelte den Kopf.

»Bin im Dienst«, sagte er.

»Und du?« fragte Dirk seinen Nachbarn.

Manni nickte. »Ich könnte einen Schluck vertragen.« Dann wandte er sich an den Wachtmeister. »Wollen Sie eigentlich keine Fahndung veranlassen?«

»Langsam, Herr Mehlert, deshalb habe ich mich ja mit Ihnen zusammengesetzt. Es geht da um die Aussagen des kleinen Helmut. Sie erinnern sich beide daran, was er gesagt hat?«

»Ja.«

»Und was halten Sie davon?«

Dirk Leber, der auch die erste Antwort gegeben hatte, schenkte sich und seinem Nachbarn einen Doppelten ein. »Ich halte nichts davon, wirklich nichts. Vampire, wo gibt es denn so etwas? Nein, nein, also da braucht mir keiner zu kommen.«

»Liest du keine Zeitung?«

»Doch.« Dirk ließ sich auf die Couch fallen. »Ich lese Zeitungen, und zwar sehr genau und auch quer durch den Garten. Ich kenne die Geschichte, von der du gesprochen hast, weiß, daß hier ein Vampir herumlaufen soll, aber das halte ich für Quatsch. Meine Frau ist entweder von einem Einbrecher oder einem Sittenstrolch entführt worden. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

»Und warum sollte der Einbrecher sie mitnehmen?« fragte der Polizist.

»Kann ich euch doch nicht sagen. Beim Sittenstrolch gibt es schon eine Erklärung.«

»Dann hältst du die Aussagen deines Sohnes also für baren Unsinn?« fragte der Polizist.

»Ja.«

»Eine Erklärung hast du aber nicht?«

»Was heißt Erklärung? Wie ich die Burschen kenne, unterhalten sie sich gern über Vampire, Monster und was weiß ich nicht noch für Dinge. Da hat Helmut gesponnen, davon bin ich fest überzeugt.«

Der dicke Wachtmeister stemmte seine Hände auf die Sessellehnen und wuchtete sich in die Höhe. »Wenn das so ist, werde ich eine Fahndung einleiten, obwohl ich von einem Erfolg nicht gerade überzeugt bin«, erklärte er.

»Sie sind gut«, mischte sich der Nachbar ein. »Tun Sie als Polizist etwas, ohne davon überzeugt zu sein, daß es hilft?«

»Genau.«

»Sie glauben also an die Vampire?«

Da hob der Wachtmeister die Schultern. »Möglich ist alles, meine Herren. Wir wollen nur hoffen, daß wir Gabi zurückbekommen und daß es nicht schon zu spät ist…«

***

Es war bereits zu spät!

Der Vampir hatte Gabi Weber in seiner Gewalt. Und er hetzte mit ihr durch die Nacht. Zu Anfang hatte sie sich noch gewehrt, doch ein harter Hieb hatte die Frau ins Reich der Bewußtlosigkeit geschickt. Jetzt lag sie über der linken Schulter des Blutsaugers, und er sah zu, daß er sie zu seinem Versteck schaffte.

Die Nacht war wie geschaffen für ihn. Mondhell, kalt und klar. Das waren seine Zeiten, in denen er auf Jagd ging und immer wieder Opfer fand.

Niemand sah ihn, als er seinem Versteck zustrebte. Er kannte den Weg durch die finsteren Wälder, als hätte er die Augen einer Katze. Und er zeigte keine Erschöpfung. Der Vampir ging wie ein Roboter. Meter für Meter überwand er. Er störte sich nicht daran, wenn harte Zweige wie Peitschenhiebe in sein Gesicht schlugen, und es machte ihm auch nichts aus, als er hin und wieder ausrutschte. Sofort stand er wieder auf den Beinen und schritt weiter durch das nasse, auf dem Waldboden liegende Laub.

Er dachte nicht an die Frau, die nur sehr dünne Kleidung trug und die Kälte wohl kaum vertragen konnte. Ihn interessierte nur das Blut. Und Blut wurde nicht zu Eis…

Auf Händen und Füßen bewegte er sich einen Hang vor, dessen Unterlage ziemlich glatt war, so daß sich der Vampir an Baumstümpfen und an Ästen festhalten mußte, wollte er weiterkommen. Fast wäre ihm seine Beute noch von der Schulter gerutscht. Im Nachfassen hielt er sie.

Dann sah er sein Ziel.

Den Steinbruch.

Wenn man von oben auf ihn hinunterschaute, sah er aus wie ein großer Krater. Früher hatte man hier abgeräumt. Seit einigen Jahren war der Steinbruch stillgelegt worden. In der großen Kiesgrube hatte sich Wasser gesammelt, so daß dort ein kleiner See schimmerte. Der interessierte den Vampir nicht. Er mußte zum Rand des Bruchs, wo sich der Eingang zur Höhle befand. Ein alter Stollen führte genau dorthin, wo er hauste und sein Reich hatte.

Die Höhle war schnell gefunden, obwohl der Blutsauger sie getarnt hatte. Kaum war er verschwunden, legte er seine Beute auf die Erde.

Der Boden war feucht und kalt.

Nachdem der Vampir einen Blick in das Gesicht seines Opfers geworfen hatte, drehte er sich um und holte eine Pechfackel aus einem Halter an der Wand. Er brauchte kein Licht, aber die Frau sollte sehen, wo sie hinging.

Um so größer würde ihre Überraschung werden.

Der Vampir trug auch lange Zündhölzer bei sich. Es war still innerhalb des Stollens, deshalb klang das Geräusch überlaut, als der Kopf des Streichholzes über die Reibfläche scheuerte.

Eine Flamme zuckte, zischte etwas, wurde größer, und der Vampir führte sie an die Fackel.

Das obere Ende fing Feuer. Rotgelb bewegte sich die brennende Fahne und sonderte einen feinen Rauchschleier ab. Licht und tanzende Schatten glitten über die Stollenwände, von denen das Wasser tropfte.

Auf dem Boden lagen dicke Steine. Manche von ihnen waren so groß wie ein Männerkopf. Sie bildeten Hindernisse und Stolperfallen.

Der Vampir bückte sich. Er wollte die Frau hoch zerren, als er sah,

daß sie bereits die Augen offen hatte. Ihr Blick zeigte Unverständnis Sie begriff überhaupt nicht, wo man sie hingeschleppt hatte. Erst als das bleiche Gesicht des Blutsaugers vom Schein des Feuers erfaßt wurde, verstand sie.

Die Augen weiteten sich, ihr Mund öffnete sich zu einem Schrei, und der Vampir kicherte.

»Ja«, flüsterte er. »Schrei nur. Du kannst schreien, soviel du willst. Trotzdem wird dich keiner hören. Wir sind hier unter uns. Du hast keine Chance, denn ich mache dich zu meiner Braut.«

Die Frau zuckte hoch. Gleichzeitig verzog sie das Gesicht, weil sie Schmerzen verspürte, denn die Folgen des Schlages hatte sie noch nicht überwunden.

Der Arm des Vampirs schnellte vor. Es war der rechte, denn in der linken Hand hielt er die Fackel. »Du kommst mit, Täubchen«, flüsterte er.

»Ich mache dich zu meiner Braut. Daran geht kein Weg vorbei. Los, geh vor mir her…«

»Nein, nein…«

»Mach schon!« Der Blutsauger kannte keine Rücksicht. Er stieß die Frau vor sich her, und sie taumelte weiter in den Stollen hinein.

Gabi Leber war völlig durcheinander. Sie begriff nicht ganz, in welch einer Lage sie steckte. Daß sie eine Gefangene war, verstand sie schon, aber es war ihr noch nicht bewußt, daß sie sich in den Klauen eines Unholds befand.

Der Vampir stieß sie tiefer in den Stollen hinein. Er blieb immer zwei Schritte hinter ihr und leuchtete mit seiner Fackel, deren geisterhaftes Licht die gespenstische Zugabe dieses wilden Alptraums war, den Gabi erlebte.

Sie stand noch so sehr unter dem Eindruck des Grauens, daß sie an Flucht überhaupt nicht dachte. Zudem spürte sie Schmerzen im Kopf, und wie betäubt torkelte sie durch den Gang. Er führte tiefer in den Berg hinein, machte manchmal eine Kurve, führte mal bergauf, dann wieder nach unten und mündete schließlich dort, wo sich der Vampir zuhause fühlte.

In einer alten Grotte!

Es war mehr ein Keller oder ein Verlies. Die Wände bestanden aus alten Steinen, die sich unter dem Druck der Erdmassen zusammenpreßten und gut hielten. Niemand erinnerte sich mehr an dieses unheimliche Verlies, denn die Burg, zu dem es einst gehört hatte, existierte nicht mehr.

Sie war längst dem Erdboden gleichgemacht worden. Wo früher stolze Mauern die Angriffe der Feinde abgewehrt hatten, wuchs jetzt der dichte Wald des Taunus.

Automatisch blieb Gabi Leber stehen, als sie das Ende des Ganges

erreicht hatte. Sie schaute in ein Verlies, das mittlerweile schon die Ausmaße einer Halle besaß. Völlig konnte sie es mit ihren Blicken nicht durchdringen, dafür war es einfach zu finster. Das Licht der Fackel reichte nicht aus, um auch das Ende zu erhellen und in jeden Winkel zu dringen.

Schwankend blieb Gabi stehen. Ein Schauder lief über ihren Rücken, als sie hinter sich die knirschenden Schritte des Unheimlichen hörte und dann auch seine Stimme.

»Wir sind da, schöne Frau«, sagte der Blutsauger. »Dies hier wird von nun an deine Heimat sein. Hier wirst du wohnen, leben und dich auch zurückziehen, wenn du dein Blut getrunken hast…«

Blut getrunken?

Gabi glaubte, sich verhört zu haben. Das konnte doch nicht wahr sein.

Sie sollte Blut trinken? Wenn ihre Gedanken doch nur klarer gewesen wären, aber sie hatte das Gefühl, als würde um ihren Kopf eine Watteschicht liegen, die jedes Wort filterte.

Angst schüttelte die Frau.

Der Vampir legte ihr seine kalte Hand auf die Schulter. »Geh schon vor, mein Täubchen. Schau dir ruhig alles an, meine Kleine!« Er drückte ein wenig und schob Gabi in das Verlies hinein, wobei er sich an ihrer Seite hielt.

Wie eine Marionette schritt Gabi weiter. Sie zitterte vor Angst. Erst in den letzten Minuten war ihr klar geworden, daß sie keinen Alptraum erlebte, sondern sich inmitten der Realität befand. Ihre Lippen zitterten, die Augen waren angstvoll aufgerissen, ihr Innerstes sträubte sich dagegen, den nächsten Schritt zu tun. Wenn der Vampir das merkte, verstärkte er den Druck.

Schon sehr bald schälte sich etwas aus der Dunkelheit, das die Frau wohl in einem Film gesehen hatte, aber nie in Wirklichkeit.

Rechteckige hohe Gegenstände. Es waren Steinsärge!

Fünf an der Zahl…

Sie standen nebeneinander, berührten mit ihren Kopfenden die Wand, wo auch die schweren Deckel der Särge hochkant gekippt standen.

Gabi blieb stehen. Sie konnte einfach nicht mehr weitergehen. In den Knien bekam sie das große Zittern, vor ihren Augen drehte sich alles, und dann hörte sie hinter sich die dumpfe Stimme des Vampirs.

»Ein Sarg ist für dich, meine Braut«, sagte der Blutsauger.

Da begann Gabi gellend zu schreien!

***

In dieser Nacht, in der all das Schreckliche passierte, machten Suko, Will Mallmann und ich einen Zug durch die Mainzer Altstadt. Suko

war unser Fahrer. Er trank keinen Alkohol. Wir hatten ja auch vorgehabt, uns zurückzuhalten, doch wenn man einmal im Trubel steckt, verliert man leicht den Überblick.

Zum Schluß landeten wir noch in einer Studentenkneipe, in der es hoch herging und alte Verbindungslieder gesungen wurden. Man nahm uns in den Kreis auf. Ich wurde zum Ritter geschlagen, spendierte auch Runden, Suko machte man zum Ehrenmitglied und Will Mallmann ebenfalls. Jedenfalls war es schon vier Uhr morgens, als wir schließlich die Kneipe verließen.

Die Kälte traf mich wie ein Schock. Sie vertrieb ein wenig den Alkoholnebel aus meinem Hirn. Will Mallmann bestand darauf, in seine Wohnung zu fahren, um dort die nächsten Stunden an der Matratze zu horchen.

Mit einem Taxi ließ er sich nach Wiesbaden schaffen. Mich brachte Suko zum Hotel, denn Will hatte ihm seinen Manta überlassen. Der Chinese verfuhr sich zweimal, was ich nicht einmal merkte, denn ich war schon eingeschlafen.

Im Halbtran schaffte Suko mich auf das Zimmer, und dort schlief ich wie ein Toter.

Das Erwachen nach solch durchzechten Nächten ist meist fürchterlich.

Mir erging es nicht anders. Ich schwor mir, nie wieder eine Sause zu machen, spürte meinen Magen in der Kehle und darüber die Zunge, die wie ein Stück Pelz im Rachen lag.

Einen Geschmack hatte ich im Mund — widerlich.

Aus fast zugeklebten Augen peilte ich auf die Uhr. Vier Stunden hatte ich geschlafen. Eigentlich zu wenig. Während ich das dachte, fielen mir schon wieder die Augen zu.

Ich wurde erst wach, als die Echos harter Schläge meinen Gehörgang trafen. Das gefiel mir überhaupt nicht, denn die Schläge trafen nicht nur meine Ohren, sie schienen auch innerhalb des Kopfes zu explodieren.

»John!«

Die Stimme kannte ich doch.

»Mach auf, John!«

Das war Suko, der sich da künstlich aufregte. Ich wälzte mich aus dem Bett, öffnete nur ein Auge leicht und schlich leicht schwankend zur Tür.

Der Chinese stand gestiefelt und gespornt vor mir. Er hatte auch gut lachen. Ihm war nichts passiert. Aber mir und meinem Kopf. Ich spielte den Leidenden. Suko drückte mich ins Zimmer zurück und versuchte es dann mit einer Radikalkur.

Plötzlich fühlte ich mich angehoben und in der Luft weitergetragen.

Bevor es mir dämmerte und ich protestieren konnte, stand ich schon

in der Duschkabine.
Suko wurde zum Sadisten.
Er drehte voll auf.
Eiskaltes Wasser schoß in feinen, harten Strahlen aus den kleinen Öffnungen und prasselte auf mich nieder. Ich bekam einen Schock fürs Leben. Das war eine Eisdusche, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Alles an mir zog sich zusammen, wurde klein, und als ich aus der Dusche hüpfen wollte, streckte der Chinese beide Arme aus und versperrte mir den Weg.
Der langen Rede kurzer Sinn — die Radikalkur half. Sie vertrieb meinen Kater nebst Müdigkeit aus den Knochen. Als ich die Dusche verließ, bekam ich ein Hungergefühl Für mich war dies ein gutes Zeichen. Meine Reflexe funktionierten auch wieder, als Suko mir ein Handtuch zuwarf, fing ich es reaktionsschnell auf.
»So, und nun ran an den Feind«, sagte er.
Ich trocknete mich ab, schabte mit dem Elektrorasierer Bartstoppeln aus meinem Gesicht und zog mich an.
»Wir können«, sagte ich.
»Wurde auch Zeit.«
»Warum hast du es eigentlich so eilig?« fragte ich.
»Aus zwei Gründen. Erstens bekommen wir sonst kein Frühstück und zweitens will der gute Kommissar um zehn Uhr bei uns sein.«
Ich lachte. »Glaubst du an den Weihnachtsmann?«
»Wieso?«
»Will ist es doch nicht besser ergangen als mir. Der wird noch in seiner Koje liegen.«
»Abwarten.«
Wir fuhren nach unten in den Frühstücksraum. Die meisten Gäste hatten schon gegessen. Ein Tisch am Fenster war frei. Dort nahmen wir Platz und schauten in einen Garten, der im Sommer bestimmt prächtig aussah. Jetzt lag das Laub auf dem Boden. Die Äste und Zweige der Bäume wirkten wie kahle, lange Finger.
Wirklich kein schönes Bild.
Man hatte eine Frühstückstheke aufgebaut. Dort stand das, was das Herz begehrte.
Ich hatte großen Hunger, nahm Wurst, Konfitüre und Käse.
Orangensaft trank ich ebenfalls und natürlich starken Kaffee. Der tat wirklich gut. Als ich die erste Tasse geleert hatte, ging es mir besser. Ich hätte schon wieder Bäume ausreißen können.
Das sagte ich auch Suko.
»Fragt sich nur wo«, kommentierte mein Freund bissig.
»Wahrscheinlich in der Sahara.«
»Widerlich. Und so etwas wie du will ein Freund sein.«
Es war genau drei Minuten vor zehn, als Kommissar Mallmann

erschien. Frisch wie ein Frühlingsmorgen, obwohl wir mittlerweile November hatten.

Suko stieß mich unter dem Tisch an. Er hatte also Recht behalten.

»Na, ihr müden Krieger«, begrüßte uns Will. »Geht's wieder?«

Ich schaute ihn aus meiner sitzenden Stellung an. »Was heißt hier, geht's wieder? Es ist immer gegangen.«

»Stimmt das?« fragte Will.

Diesmal stieß ich Suko an, doch der Chinese war ein Verräter. Er berichtete Will von seinen Bemühungen, mich wach zubekommen.

Der Kommissar nickte. »Typisch, erst eine Sause machen wollen und dann die Folgen nicht verdauen.«

»Immer auf die Kleinen«, beschwerte ich mich und grinste.

Dann wurde Will ernst. »Wir hätten keinen Zug machen sollen«, sagte er, »denn als wir unterwegs waren, hat dieser Vampir wieder zugeschlagen.«

Ich ließ die Kaffeetasse sinken, die ich in der Hand gehalten hatte.

Auch Suko zeigte sich überrascht.

»Wo?« fragte ich.

»Gar nicht mal weit von hier. Auf der anderen Rheinseite. In der Nähe von Wiesbaden. Ein kleines Taunusstädtchen. Ich bin auch nur durch Zufall darauf gestoßen, weil ich noch im Büro war und mir die Meldungen der vergangenen Nacht anschaute. Da las ich es halt. Der Vampir hat sich sein viertes Opfer geholt.«

»Ist das sicher?« fragte ich.

»Man verläßt sich da auf die Zeugenaussage eines sechsjährigen Jungen.«

Ich verzog das Gesicht.

»Normalerweise würde ich auch nichts dafür geben. Aber hier sieht die Sachlage anders aus. Wir hatten schließlich drei ähnliche Fälle zuvor.«

Da mußte ich dem Kommissar zustimmen. »Wie ich dich kenne, werden wir uns den Tatort gleich mal anschauen«, sagte ich.

»Ja.«

»Willst du vorher noch frühstücken oder ist dir der Appetit vergangen?«

Mallmann lachte. »Nein, John, ein gutes Frühstück könnte ich schon vertragen. Mit leerem Magen bin ich nur ein halber Mensch. Und wie ich die Sache so sehe, werden wir heute wohl kaum dazu kommen, in Ruhe zu essen.«

Da hatte der Kommissar ein wahres Wort gesprochen. Ich sagte der Bedienung Bescheid und bestellte erst einmal Kaffee für uns alle. So munter Will Mallmann auch tat, tatsächlich aber hatte er die gleichen Ringe unter den Augen wie ich.

Auch er schien die Züge durch die Gemeinde nicht so ohne weiteres

wegzustecken.

***

Der Vampir ließ sie schreien!

Auch die anderen drei hatten geschrien, als er sie in sein Reich schaffte. Das machte nichts, denn hier würde sie niemand hören. Der Stollen verschluckte die Geräusche und über ihm lag die Erde, der Wald und die Trümmer der alten Burg.

Grell schnitten die Schreie der Frau durch die große Höhle. Sie schüttelte dabei den Kopf, schluchzte und wimmerte, während der Blutsauger neben ihr stand, die Fackel hielt und zuschaute.

Bald würde er das Blut bekommen. Noch Minuten, dann war die Neue seine Braut.

Und sie würde ihren Platz in einem der Särge finden. Zwei waren ja noch leer.

Der Vampir dachte nicht im Traum daran, aufzuhören, wenn die fünf Särge gefüllt waren. Er würde sich weitere Frauen holen und den Herrscher spielen, wie vor langen Zeiten es der Graf Dracula getan hatte, sein großes Vorbild.

Lange genug hatte Morro, der Vampir, in der feuchten kalten Erde gelegen. Man hatte ihn begraben, verschüttet und vergessen. Doch er hatte nichts vergessen. Er überlebte, fiel in eine totenähnliche Starre, und als die schweren Bagger den Steinbruch abräumten, da schafften sie auch die Erde zur Seite, die den Blutsauger bisher bedeckt hatte.

Morro kam frei.

Eine alte Legende lebte auf. Der Mitternachts-Vampir war wieder unterwegs.

Natürlich hatte es lange gedauert, bis er sich in der neuen Welt und Umgebung zurechtfand. Anpassungsschwierigkeiten nannte man so etwas, aber er gab nicht auf, sondern schaffte es, sich der neuen Lage anzupassen.

Vier Opfer hatte er sich bereits geholt.

Weitere würden folgen…

Das Schreien der Frau verstummte in einem Wimmern. Sie hatte die Hände vor ihr Gesicht geschlagen und weinte vor Verzweiflung. Die Schultern zuckten, sie bebte am gesamten Körper, schaute durch ihre gespreizten Finger und sah mit Schrecken, daß drei der Särge von Frauen belegt waren und diese sich jetzt langsam aufrichteten. Das geschah fließend und mit einer solchen Gleichmäßigkeit, daß man das Gefühl haben konnte, die Frauen würden an unsichtbaren Bändern hängen, die ein ebenfalls Unsichtbarer in der Hand hielt und bewegte.

Schließlich saßen sie in ihren steinernen Ruhestätten und schauten Gabi an.

Frau Leber erschauderte. Eiskalt kroch es ihr den Rücken hinunter.

Obwohl zuckender Flammenschein über die Gesichter tanzte, erkannte sie doch, wie bleich sie waren.

Bleich, blaß und blutleer…

Und sie sah noch mehr. Deutlich erinnerte sie sich an die Zeitungsberichte, in denen sie von den Entführungen gelesen hatte. In den Blättern waren jeweils die Bilder der Verschwundenen abgedruckt.

Als Gabi Leber die Frauen jetzt sah, da wußte sie genau, wen sie vor sich hatte.

Die Namen hatte sie nicht mehr behalten. Das Aussehen der drei Frauen war unterschiedlich.

Ganz links von ihr hockte die Jüngste. Sie war bestimmt noch keine Zwanzig, hatte ein schmales Gesicht und glatte, blonde Haare. Ihr Mund war klein. Als sie jetzt die Lippen zurückschob, zeigte sie ihre Zähne und auch die beiden spitzen Vampirbeißer waren zu sehen.

Die gleichen Merkmale wies auch die mittlere auf. Diese Frau war älter, ihr Haar zeigte graue Strähnen. Das Gesicht wirkte irgendwie verquollen, auf den Wangen waren dunklere Flecken zu sehen.

Wahrscheinlich Blutreste.

Die letzte Frau trug das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden. Es war braun. In dem Gesicht fielen nicht nur die Zähne auf, sondern auch die großen Augen, die allerdings jetzt einen stumpfen, fast stupiden Ausdruck zeigten.

»Nun?« fragte Morro. »Gefällt dir meine kleine Auswahl?«

Am liebsten hätte Gabi geschrien. Nur war sie einfach nicht in der Lage, einen Laut hervorzubringen. Sie preßte ihren Handballen gegen den Mund und schwieg.

Der Vampir bewegte sich einen Schritt vor und streckte den rechten Arm mit der Fackel aus. Das Licht riß die Gesichter der weiblichen Blutsaugerinnen jetzt deutlicher aus dem grauen, schattenhaften Dunkel.

Es tanzte über die erstarrten Züge, und Gabi Leber glaubte, so etwas wie Interesse in den ansonsten toten Augen der drei Untoten zu sehen.

Sie schienen gemerkt zu haben, daß eine lebende Person vor ihnen stand, ein Mensch, in dessen Adern Blut floß. Und Blut war das einzige, wonach sie gierten.

»Nein«, sagte Morro mit knirschender Stimme. »Sie gehört mir. Und zwar mir allein. Ihr werdet das Blut nicht bekommen. Sie ist meine Braut, meine! Versteht ihr?«

Die drei antworteten nicht, machten allerdings Anstalten, sich aus ihren Steinsärgen zu erheben.

Sie winkelten die Arme an und stützten die gespreizten Hände auf die Kanten der Särge. Ihre Gier war so stark, daß sie sich nicht an die Worte ihres Meisters gebunden fühlten.

»Zurück!« befahl der Vampir.

Keine seiner Bräute gehorchte.

Da sprang Morro vor. Es gibt nicht viele Dinge, vor denen Vampire Angst haben. Silber, Knoblauch, Weihrauch - und Feuer. Letzteres könnte sie verbrennen.

Morro griff mit der Fackel an. Sein rechter Arm zuckte dabei vor und zurück, er brachte die Flamme gefährlich nahe an die Gesichter der drei Bräute.

Zwei ließen sich einschüchtern und wichen zurück, wobei sie sich in ihre Särge verkrochen.

Die dritte aber wollte es genau wissen. Mit einem fauchenden Laut auf den Lippen fuhr sie in die Höhe, schleuderte dabei ihre Arme vor und griff mit beiden Händen zu. Dabei gelang es ihr tatsächlich, das rechte Handgelenk des Vampirs zu packen. Ihr Gesicht verzerrte sich. Sie wollte ihn herumdrehen, schaffte es allerdings nicht, weil der Gegendruck zu stark war.

Morro hob sein Bein an. Fast zeitlupenhaft geschah dies. Dann aber trat er wuchtig zu.

Und er traf.

Die Untote bekam den Stoß voll mit, flog zurück, aber sie ließ nicht los.

Während sie rücklings in den steinernen Sarg kippte, zog sie ihren Herrn und Meister mit. Pech war nur, daß dieser noch die Fackel in der Hand hielt.

Als der Mann fiel, senkte sich auch die Fackel. Die Flamme schlug einen Bogen, glitt über das Gesicht der Vampirin und erfaßte plötzlich ihren grauen Haarschopf.

Ein Knistern, und im Nu standen die Haare in Flammen. Zuerst sprühte es wie bei einer Wunderkerze, dann begann die Untote zu schreien. Es waren schauderhafte Laute, die aus ihrem weit aufgerissenen Mund drangen und als makabre Echos von den Wänden schwangen, so daß sie die gesamte Höhle erfüllten.

Jetzt erst ließ sie den Vampir los.

Morro zuckte sofort zurück, denn er wollte nicht auch von den Flammen erfaßt werden. Aber er lachte dabei und schlug mit seiner Fackel einen Kreis, so daß die feurige Lohe einen Ring in der Luft bildete.

Die beiden anderen Vampire hatten sich so weit in den Sarg gedrückt, wie es eben möglich war. Sie, Morro und auch Gabi schauten zu, wie die Untote verbrannte.

Sie schoß aus dem Sarg hoch, schlug mit beiden Händen auf ihren Kopf, um die Flammen zu ersticken. Sie schaffte es nicht, das Feuer hatte seine Nahrung gefunden und sich weiter ausgebreitet. Erste Zungen leckten bereits über ihre Kleidung.

Morro war fasziniert. In seinen Augen spiegelte sich der Widerschein des Feuers. Er war so damit beschäftigt, sich das Schauspiel anzusehen, daß er nicht auf Gabi Leber achtete.

Obwohl ihre Gedanken und Eindrücke hinter der Stirn Purzelbäume schlugen, erfaßte sie sofort die Situation. Wenn der Vampir so beschäftigt war, würde er kaum die Zeit haben, auf sie zu achten.

Flucht!

Wie ein Blitzstrahl zuckte die Idee in dem Gehirn der jungen Frau auf.

Ja, sie mußte es wagen. Wenn sie rannte und schnell war, würde sie der Blutsauger kaum einholen können.

Die Untote führte einen makabren Flammentanz auf. Sie brach in die Knie, kam wieder hoch, warf ihre Arme in die Luft und torkelte weiter.

»So geschieht es jedem, der sich mir in den Weg stellen und mir nicht gehorchen will«, kreischte der Unheimliche und schwenkte seine Fackel.

Auf dem Absatz machte Gabi kehrt. Es war eine schnelle Drehung, eine huschende Bewegung, und dann rannte sie.

Den Ausgang des Stollens konnte sie überhaupt nicht verfehlen. Er öffnete sich wie ein Schlund, und sie tauchte in ihn hinein. In die unheimliche Finsternis, die lang und weit war und erst an ihrem Ende eine Rettung verhieß.

Falls der Blutsauger sie nicht vorher schnappte.

Einige Sekunden vergingen, in denen nichts geschah. Dann jedoch hörte die Frau einen Schrei.

Irre laut, kreischend und haßerfüllt in einem.

Der Schrei hallte in den Ohren der Fliehenden, und die nachfolgenden Worte peitschten die Angst in ihr hoch.

Dann hörte sie Schritte.

Schnell und hart. Dazu lauter als ihre eigenen, und auch die Folge der Schritte war rascher als die ihre.

Der Gang fraß beide. Gabi stolperte hinein in die Finsternis. Sie rechnete jeden Augenblick damit, gegen einen der auf dem Boden liegenden Steine zu treten und hinzufallen. Wie durch ein Wunder schaffte sie den Weg und blieb auf der ersten Strecke verschont.

Gabi Leber erschrak bis ins Mark, als sie plötzlich gespenstische Schatten an beiden Wänden des Ganges bemerkte. Sie wanderten mit ihr, begleiteten sie wie Totenwächter und zeigten ihr auch an, daß der Verfolger nähergekommen war.

Er würde nicht aufgeben. Erst wenn sich Gabi in seinen Klauen befand, war für ihn die Sache gelaufen.

Der Vampir jagte nicht nur hinter ihr her, er lachte auch. Es war ein wildes, dröhnendes Gelächter, das dumpf innerhalb des Stollens

nachhallte.

Für die angsterfüllte Frau wurden Alpträume wahr. Doch die Realität war noch schlimmer als der größte Alptraum. Hier konnte sie nicht erwachen, hier machte man sie fertig, hier wollte man sie töten, wenn sie in die Klauen des Unheimlichen geriet.

Er wollte Blut.

Ihr Blut…

Dieser Gedanke mobilisierte nie gekannte Kräfte in ihr. Gabi jagte weiter. Sie hetzte jetzt mit weiten Sprüngen voran, obwohl sie wußte, daß diese Lauferei auch große Risiken in sich barg. Einmal nur brauchte sie falsch aufzutreten, und alles war vorbei.

Das geschah.

Plötzlich traf sie mit der Fußspitze auf einen Stein. Ein scharfer, ziehender Schmerz durchzuckte nicht nur ihren Fuß, sondern auch ihr Bein. Dabei schrie sie auf, und Tränen schossen in ihre Augen. Der Schwung, der der plötzlichen Bremsung folgte, warf sie nach vorn und gleichzeitig zur Seite.

Gabi wollte sich noch fangen, ruderte mit beiden Armen, um das Gleichgewicht zu halten und prallte gegen die von ihr aus gesehen rechte Seite des Stollens.

Sie hatte die Arme dabei vorgesteckt. Die Hände berührten auch die kalte Wand, doch die Wucht des Aufpralls war so groß, daß die Arme durch knickten und Gabi frontal und auch mit dem Gesicht gegen die Wand prallte.

An der Stirn riß die Haut. Dort war sie mit einem hervorspringenden Stein in Berührung gekommen. Augenblicklich quoll Blut aus der Wunde und rann in ihre Augen. Mit einer fahrigen Bewegung der linken Hand wischte sie es weg, doch den Blutfluß konnte sie nicht stoppen, denn immer mehr quoll aus der Wunde.

Morro war da.

Wie Posaunenklang hallte das Gelächter in ihren Ohren wider. Die Frau taumelte zur Seite, dabei rutschte die Hand des Vampirs von ihrer Schulter, allerdings nur, um im nächsten Moment nachzupacken.

Morro schleuderte sein Opfer herum.

Schluchzend fiel Gabi gegen die andere Stollenwand. Sie konnte kaum noch atmen, um ihren Körper schien ein eiserner Ring zu liegen.

Schwer holte sie Luft, dabei weinte und keuchte sie in einem.

Die Hand kam wie ein Rammpfahl.

Für die Länge eines Lidschlags sah Gabi Leber die gespreizten Finger vor ihrem Gesicht, dann zuckte der Arm nach unten und packte zu. Die Klammer legte sich um ihren Hals.

Gabi röchelte.

Augenblicklich wurde ihr die Luft abgedrückt. Sie spürte die Wärme der Fackel dicht vor ihrem Gesicht, der heiße Atem streifte die Haut,

die Flamme tanzte, und hinter ihr sah die Frau undeutlich das Gesicht ihres unheimlichen Peinigers.

Es schien selbst in Feuer getaucht zu sein, so sehr glühte es.

Sterben!

Du wirst sterben! schoß es Gabi durch den Kopf. Aber das wollte sie nicht. Sie hatte immer gekämpft, für sich, für andere, und noch befand sich ein Funken Leben in ihr.

Die Frau wehrte sich.

Zuerst schlug sie Dann trat sie auch zu. Mit den Füßen erreichte sie dabei nichts, aber mit ihren Händen. Ins Gesicht drosch sie den Vampir, und sie traf auch seine Hand, die die Fackel hielt. Allerdings schaffte sie es nicht, dem Unheimlichen die Fackel aus den Fingern zu reißen, doch auch er hatte Angst vor dem Feuer und wich zurück, so daß er Gabi zwangsläufig loslassen mußte.

Sofort warf sie sich nach vorn.

»Da!« schrie sie und schlug diesmal mit beiden Fäusten zu. Sie rammte sie gegen den Körper des Blutsaugers, der tatsächlich zurückflog und erst von der anderen Stollenwand aufgehalten wurde.

Seine rechte Hand mit der Fackel beschrieb dabei einen Zickzackkurs von oben nach unten und umgekehrt.

Gabi Leber warf sich nach rechts. Dort mußte sie hin, um den Ausgang zu erreichen.

Die Beine gehorchten ihr automatisch. Obwohl sie erschöpft war, rannte sie.

Weiter, nur weiter…

Sah sie da nicht etwas Helles? Mondlicht am Ausgang? Schimmerte es nicht durch?

Ja, dort bewegte sich etwas.

Aber…?

Obgleich sie nicht wußte, wer oder was dort war, sprintete sie dennoch darauf zu. Hinter ihr befand sich der Vampir, schlimmer konnte es nicht kommen.

So glaubte sie..

Und sie hetzte weiter.

Die Bewegung vor ihr blieb. In ihrem Rücken schrie der Vampir. Er hatte sich wieder gefangen und die Verfolgung aufgenommen. Auch hielt er die Fackel, und die Fliehende wurde von den tanzenden Schatten überholt.

Etwas Helligkeit erfaßte sie, wanderte weiter und…

»Neiinnnnn!«

Gabis gellender Schrei hallte durch den Stollen. Jetzt hatte sie die Gestalt erkannt, und sie stoppte wie vor eine Wand gelaufen. Dabei wurde sie nicht von einer Wand berührt, sondern von der Mündung einer Maschinenpistole, die eine schwarz gekleidete Frau in den

Händen trug, dabei lächelte und zwei spitze Zähne zeigte.
Es war Pamela Barbara Scott, genannt Lady X!

***

Wir waren nicht sofort losgefahren, denn Will Mallmann hatte noch einige Recherchen auf seiner Dienststelle angestellt. Vor allen Dingen hatte er sich die Fotos der vermißten Frau besorgt. Jetzt steckten drei Bilder in seiner Brieftasche.

Auch Suko und ich hatten uns die Bilder angesehen. Zwei der drei vermißten Frauen waren noch jung, die andere zählte die doppelten Jahre. Sie hatte die Vierzig schon erreicht.

Die drei waren auf die gleiche Art und Weise geraubt worden wie Gabi Leber. Der Vampir drang in die Häuser ein und schleppte sie mit.

Niemals war einer daheim, höchstens Kinder, und die nahm der Blutsauger nicht ernst. Ich war nur froh, daß er den Kindern nicht auch etwas getan hatte.

Bevor wir die Familie Leber besuchten, waren wir an der kleinen Polizeistation des Ortes vorbeigefahren. Begrüßt wurden wir von einem Wachtmeister namens Emil Michorek. Er war ein gemütlicher Typ mit einem gewaltigen Bierbauch, doch sein Gesicht zeigte einen sehr ernsten Ausdruck. Die Entführung war ihm an die Nieren gegangen, das erklärte er uns gleich nach dem Eintritt.

»Ich kenne die Familie gut«, sagte er. »Man liest ja immer viel, schaudert mal zusammen, und wenn das Unglück dann im eigenen Bekanntenkreis geschieht, ist man geschockt. Wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Wir verstanden ihn sehr gut.

Doch lamentieren half nichts, wir mußten uns mit Tatsachen abfinden, das sah auch Wachtmeister Michorek ein.

Er konnte uns nicht viel sagen. Als Will Mallmann vorschlug, zu der Familie hinzufahren, nickte der Wachtmeister. »Das wird wohl das beste sein, meine Herren.«

Da wir nicht alle in den Manta hineinpaßten, fuhr Emil Michorek mit dem Streifenwagen vor. Wir mußten praktisch vom unteren ins obere Dorf. Die Polizeistation befand sich im Zentrum, wo die Häuser fast alle noch so aussahen wie vor sechzig Jahren. An den Hängen jedoch hatte man die neuen Häuser gebaut und dafür den Wald gerodet. Ein harter Eingriff in die Natur. Auch waren Straßen angelegt worden, und eine davon wand sich in Kehren vom Unterdorf kommend den Hügel hinauf.

Den Weg nahmen wir.

Schon bald erreichten wir die Siedlung. Reihenhäuser, alle hell gestrichen, alle die gleiche Größe, die gleichen Vorgärten und so weiter.

Und fast überall sah ich die braunen Jägerzäune.

Der Himmel war nicht mehr so strahlend hell wie am letzten Tag.

Graue Wolkenschleier waren aufgezogen und bildeten ein gewaltiges Tuch. Der Wind hatte aufgefrischt. Irgendwie roch es nach Schnee.

Im Sommer war es hier sicherlich schön. Allein der Blick in den Taunus und auch in die Rheinebene war nicht zu verachten. Wir sahen sogar die Autobahn als schmalen grauen Streifen, über den bunte Fahrzeuge wischten.

Der kleine Vorgarten war schnell durchquert. Man hatte unsere Ankunft bereits bemerkt. Bevor der Wachtmeister noch schellen konnte, wurde geöffnet.

Ein Mann stand auf der Schwelle.

Wirr das Haar, leer und stumpf die Augen, unter denen dicke Ringe lagen. Man sah ihm an, daß er die vergangene Nacht kein Auge zugetan hatte.

Das war Dirk Leber.

»Ach, Sie sind es«, sagte er und gab den Weg frei.

Der Wachtmeister erklärte, daß er Dirk Leber von unserer Ankunft schon erzählt hätte. Kommissar Mallmann hatte ihn zuvor telefonisch von unserem Kommen berichtet.

Dirk Leber führte uns in den Wohnraum, wo zwei Flaschen und einige Gläser auf dem Tisch standen. Als man uns etwas zu trinken anbot, lehnten wir sofort ab. Ich brauchte nur an die letzte Nacht zu denken, deshalb fiel mir die Ablehnung nicht schwer.

Wir nahmen Platz.

Da Suko und ich uns nicht so gut auskannten, überließen wir Will Mallmann die Initiative. Dirk Leber schaute unruhig von einem zum anderen. Immer wenn er Suko anblickte, zeigte er sich ein wenig irritiert.

Der Kommissar bügelte dies allerdings aus, indem er erklärte, in welcher Funktion wir hier waren. Und so etwas wie Hoffnung leuchtete in den Augen des Mannes.

»Wenn Sie uns den Abend dann noch einmal genau schildern würden?« begann Will Mallmann.

Dirk Leber hob die Schultern. »Tut mir leid, meine Herren, aber ich kann Ihnen da nicht viel sagen. Mein Sohn Helmut war der Zeuge.«

»Können wir mit ihm sprechen?« fragte ich.

Leber nickte. »Helmut ist oben, soviel ich weiß. Ich könnte ihn nach unten holen.«

»Tun Sie das«, sagte Will Mallmann.

Dirk Leber verschwand. Wachtmeister Michorek wischte über seine Stirn. Er schwitzte, was kein Wunder bei seiner Figur war. »Dirk hat es hart erwischt«, sagte er und nickte bestätigend. »Verdammt hart sogar.«

»Und der Junge?« fragte Suko.

»Allem Anschein nach hat er es überstanden. Wie ich hörte, soll er sogar geschlafen haben.«

»Kinder besitzen oft eine robustere Natur als Erwachsene«, fügte ich hinzu.

»Das stimmt«, sagte Michorek.

Danach schwiegen wir. Ich schaute durch das Fenster. Der Garten zeigte schon die Novemberkahlheit. Hinten am Zaun hatten sich Nachbarn versammelt. Sie schauten scheu auf das Haus. Es ist immer schlimm, wenn in so einer Siedlung etwas passiert, was aus dem Rahmen fällt.

Dirk Leber kam zurück. In der Türöffnung blieb er stehen. Sein Gesicht War noch bleicher geworden, die Hände hatte er zu Fäusten geballt.

Jeder von uns wußte, daß etwas geschehen war, und nur der Wachtmeister sprach es aus.

»Was ist los, Dirk?«

»Helmut ist verschwunden«, erwiderte der Mann mit tonloser Stimme…

***

Es war ein Fehler gewesen, die Leiter einfach stehenzulassen. Aber das konnte niemand ahnen. Nur wußte Helmut Leber, daß die Leiter noch unter dem Fenster lehnte.

Da kam ihm die Idee.

Seine Mutter war weggeholt worden. Von einem Vampir, wie er immer noch fest glaubte. Aber er glaubte nicht, daß die Polizei ihm helfen konnte. Nein, das wollte er lieber selbst versuchen. Er wollte seine Mutter zurückholen, und da Klaus, sein Freund, so gut über Vampire Bescheid wußte, wollte er ihn gleich mitnehmen.

Dieser Gedanke hatte sich beim Frühstück in seinem Kopf festgesetzt.

Er aß und trank, aber es schmeckte ihm nicht. Der Kakao war nicht richtig warm, die Brote zu dick geschnitten, und sein Vater saß am Tisch und sagte nichts. Er stützte nur sein Kinn auf die Handfläche. Manchmal schluchzte er sogar auf.

Der Junge wollte seinen Vater trösten und sagte: »Ich hole unsere Mutti zurück, ja?«

»Das kannst du nicht.«

»Doch, ich bin stark.«

Da hatte der Vater nur gelächelt.

Aber Helmut wußte genau, was er wollte. Er war nach oben in sein Zimmer gegangen und hatte so getan, als würde er spielen. Tante Silke wollte am Nachmittag vorbeikommen und nach dem rechten schauen, bis dahin mußte er es geschafft haben und weg sein. Im Moment war

ihm noch zuviel Unruhe im Haus. Außerdem schaute sein Vater öfter nach ihm, streichelte ihn und versuchte, ihm auch Mut zu machen.

Als er seinen Vater das Haus verlassen sah, da gab es auch für den Jungen kein Halten mehr. Er öffnete den Schrank und zog seine dicke grüne Winterjacke hervor, die ihm die Oma geschenkt hatte. Auch Handschuhe zog er über.

Um das Fenster zu öffnen, mußte er auf die Bank klettern. Fast wäre er noch dabei gefallen, dann jedoch bewegte er sich zur Seite und kroch durch den Spalt. Von außen turnte er auf der Fensterbank, drehte sich und streckte sein linkes Bein aus.

Es kam ihm zugute, daß er für seine sechs Jahre überraschend groß war. Zudem ein wahrer Kletterkünstler, denn es gab keinen Baum in der Nähe, auf dem er sich nicht schon herumgetrieben hatte.

Er hangelte sich von einem dünnen Ast in die Krone des Baumes und dann tief. Endlich stand er im Garten.

An Wege und Zäune hatte sich Helmut nie gehalten, wenn er seinen Freund Klaus besuchen wollte. Das tat er auch jetzt. Er schlich durch blattlose Büsche, kletterte über Zäune und erreichte schließlich das Haus, in dem sein Freund mit seinen Eltern wohnte.

Die beiden Jungen hatten ihre Geheimsprache. Dazu gehörte auch ein Pfiff. Hinter einer kleinen Mauer im Garten duckte sich Helmut zusammen und pfiff zweimal auf den Fingern. Die Schule war inzwischen vorbei, und sicher befand sich Klaus in seinem Zimmer.

Er hörte den Pfiff auch, denn das Gesicht des Achtjährigen erschien.

Klaus hatte ebenso blonde Haare wie Helmut, nur standen bei ihm die Ohren so weit ab, daß er schon ein Konkurrent von Alfred Neumann, der Mad-Figur, hätte werden können.

Er öffnete.

»Komm runter!« zischte Helmut.

»Darfst du denn?«

»Ja.«

»Ich muß nur meine Jacke anziehen«, erklärte Klaus und schloß das Fenster wieder.

Minuten später wurde es wieder geöffnet. Auch Klaus nahm nicht den normalen Weg. Wozu wuchs denn der große Birnbaum im Garten und ziemlich nah an der Hauswand?

Klaus stellte sich auf die Fensterbank und sprang. Wie eine Katze duckte er sich zusammen, landete im Baum, und der Rest war für ihn ein Kinderspiel.

Der Atem dampfte vor seinen Lippen, als er neben Helmut stehenblieb. »Mann«, sagte er, »das ist ja eine Sache.«

»Was meinst du?«

»Das mit deiner Mutter.«

Da nickte der kleine Helmut, denn sprechen konnte er nicht, weil

plötzlich ein Kloß in seiner Kehle lag.

»Wie ist das denn passiert?« wollte sein Freund wissen.

Helmut schaute ihn mißtrauisch an. »Versprichst du mir, daß du schweigen kannst?«

Klaus hob feierlich die Hand und streckte drei Finger aus. »Ich schwöre es.«

»Dann ist es gut.«

Klaus war neugierig. »Sag schon, was mit deiner Mutter los ist? Meine Eltern wollten mir nichts verraten.«

»Man hat sie weggeholt.«

»Ehrlich?« Klaus staunte.

Helmut nickte ernst. »Ja, und weißt du, wer das getan hat?«

»Nein.«

»Ein Vampir.«

»Ohhh…« Der Junge bekam große Augen. Seine Ohren wurden noch roter, als sie ohnehin schon waren.

»Ich habe den Vampir sogar gesehen«, flüsterte Helmut. »Aber keiner will mir glauben.«

»Ich glaube dir«, erwiderte Klaus im Brustton der Überzeugung.

»Und wo dein Bruder doch auch gesagt hat, daß es Vampire gibt, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt. Nur können wir ihn nicht fragen. Er ist vorhin mit seinem Moped weggefahren.«

»Wann kommt er wieder?«

»Wenn es dunkel ist.«

»So lange können wir nicht warten«, sagte der kleine Helmut enttäuscht. »Was hast du denn vor?«

»Ich will meine Mutti finden.«

»Du allein?«

»Nein, zusammen mit dir. Wenn du mitmachst.«

»Weißt du denn, wo sie ist?« erkundigte sich Klaus und senkte wieder seine Stimme.

»Ich glaube es. Hat dein Bruder nicht die Geschichte von dem Steinbruch erzählt? Da soll doch mal ein Vampir gelebt haben. So hat er gelesen, nicht?«

»Das stimmt.«

»Da können wir meine Mutter bestimmt finden. Und dann schlagen wir den Vampir tot.«

»Ich weiß nicht so recht«, sagte Klaus und schüttelte sich. »Ich frage erst mal meine Mutter.«

»Feigling!«

»Nein, das bin ich nicht.« Klaus ballte die Hände, und seine Augen blitzten.

»Dann komm doch mit.«

»Ohne zu fragen?«

»Ja, warum nicht?«

Klaus nickte entschlossen. »Gut, damit du nicht siehst, daß ich feige bin. Aber wenn wir den Vampir haben, wie sollen wir ihn dann verhauen?«

»Wir sind zu zweit. Und du bist der Stärkste in der Klasse, hast du mal gesagt.«

»Das stimmt auch.« Die Stimme des Achtjährigen klang trotzig und stolz zugleich.

»Dann brauchst du keine Angst zu haben.«

Mit den letzten Sätzen hatte Helmut seinen Freund tatsächlich überredet.

Beide wußten auch, wo der Steinbruch lag. Sie hatten dort oft genug gespielt, obwohl es die Eltern nicht gern sahen und sogar verboten.

Darum hatten sich die Jungen nie gekümmert. Sie empfanden das Spielen im Steinbruch sogar als eine Mutprobe. Im Sommer trafen sich dort immer die Größeren. Die Jugendlichen badeten in dem kleinen Baggersee. Textilfrei, versteht sich, denn die Eltern, die etwas dagegen haben können, waren schließlich nicht in der Nähe.

Dieser Steinbruch hatte insofern sein Geheimnis oder seine Geschichte, als in ihm früher ein Vampir gelebt haben sollte. Das erzählte man sich. Kinder haben oft lange Ohren. Bei Helmut und Klaus war das ebenso. Sie hatten die Geschichten der Erwachsenen und Jugendlichen mitbekommen, und besonders für Helmut gab es keinen Zweifel, daß sich der Vampir aus dem Steinbruch seine Mutter geholt hatte.

Er hatte auch seinen Freund überzeugen können, und der fragte ihn einmal: »Aber wir haben keine Waffen — oder?«

»Was meinst du damit?«

»Mein Bruder hat immer gesagt, man müßte einem Vampir einen Stock ins Herz stoßen.«

»Dann suchen wir uns einen.«

»Ja, das ist gut.«

Die Jungen hielten jetzt auf ihrem weiteren Weg die Augen offen, ob sie einen für sie passenden Stock fanden. Klaus fand zuerst einen. Er war etwas krumm gewachsen und knotig. Dazu glatt und leicht nach Rinde und Harz duftend.

»Der ist gut«, sagte er und hielt ihn hoch.

Helmut nickte ernst. »Ich finde bestimmt auch noch einen.«

Sie befanden sich längst innerhalb des Waldgebietes, das den Steinbruch umgab. Kahl sahen die Bäume aus. Auf der Erde lag ein dicker Teppich aus Laub, das in allen Farben schimmerte. Die Jungen rannten durch das Laub und schleuderten die bunten Blätter mit den Füßen in die Höhe, so daß sie wie ein Regen nach unten fielen.

Für kurze Zeit vergaßen sie ihre eigentliche Aufgabe und waren einfach nur Kinder, bis auch Helmut einen Stock fand, der ihm paßte.

»Den nehme ich!« rief er und hielt ihn in die Höhe.

Sein Freund lachte. »Jetzt kann der Vampir etwas erleben«, schrie er und schlug dabei mit seinem Stock auf einen imaginären Gegner ein, wobei er jeden Schlag mit einem Schrei begleitete.

Helmut Leber aber stand da und weinte.

Er dachte an seine Mutter…

***

Zuerst waren wir sprachlos. Die Antwort hatte in ihrer Schlichtheit trotzdem hart geklungen und uns alle überrascht.

Wachtmeister Michorek stemmte sich aus seinem Sessel hoch. »Hast du auch überall nachgeschaut?« fragte er.

»Ja.«

»Und im Keller?«

»Da nicht.«

»Dann sieh mal nach. Vielleicht hat er sich nur versteckt. Du kennst doch deinen Sohn.«

»Sicher, aber in Anbetracht der Dinge würde er das wirklich nie tun. Glaube mir.«

»Schaust du in einen Kinderkopf hinein?« erkundigte sich der Polizist.

Da schüttelte Dirk Leber den Kopf.

Suko und ich gingen mit. Im Keller besaß der Sohn des Hauses noch einen kleinen Spielraum. Von der Decke hing eine kleine Schaukel. Die Wände waren bunt bemalt. Mehrere Spiele standen auf dem Boden. Ein Tip-Kick-Fußballspiel war aufgebaut. Die kleinen Figuren lagen auf dem grünen Filz.

Nur von Helmut entdeckten wir keine Spur.

Ein paarmal rief Dirk Leber den Namen seines Sohnes. Eine Antwort bekam er nicht.

»Er ist weg!« stellte er flüsternd fest.

Ich räusperte mich, während die anderen schwiegen. »Macht er das öfter?« fragte ich dann.

»Ja, nein, eigentlich nicht.«

»Was denn nun, Herr Leber?«

»Sie wissen ja selbst, wie Jungen sind. Die kriegen es in den Kopf und verschwinden einfach, wenn ihnen eine so gute Idee gekommen ist.«

»Das kenne ich.«

»Vielleicht ist er zu einem Freund gegangen«, vermutete Kommissar Mallmann.

»Wäre möglich.«

»Hat er denn einen bestimmten Freund?« fragte Suko.

Dirk Leber nickte. »Und wie. Den Klaus Sommer.« Der Mann stand bereits am Telefon und tippte die Nummer in die Tastatur. Er wartete einen Moment, begrüßte die Angerufene und fragte nach seinem Sohn.

Er hörte zu. Dabei nagte er auf der Unterlippe und fuhr sich mit der freien Hand durch das Haar.

»Frau Sommer schaut mal nach«, meldete er uns, wobei sein Gesicht einen gespannten Ausdruck annahm. »Wie sagen Sie? Ihr Sohn ist auch nicht da? Nein, hier sind beide nicht. Das war eine falsche Annahme Auf jeden Fall vielen Dank für Ihre Mühe. Wir werden ihn schon finden. Genau, davon bin ich überzeugt.«

Dirk legte auf.

»Klaus ist auch verschwunden«, murmelte er. »Und er hat nichts gesagt. Einfach weg.«

»Da steckt doch was dahinter!« rief Emil Michorek mit Donnerstimme. »Das kann mir keiner erzählen.«

Der Meinung waren wir inzwischen auch.

»Ich könnte eine Fahndung einleiten«, fuhr der Wachtmeister fort und schaute Kommissar Mallmann dabei an.

Will hob die Schultern. »Hat es Sinn?«

»Keine Ahnung.«

»Wissen Sie vielleicht, Herr Leber, wo sich die beiden Jungen befinden könnten?« wandte ich mich an den Vater.

»Nein.«

»Gibt es bestimmte Stellen und Orte, die sie gern besuchen?« fragte Suko.

»Spielplätze, Fußballplätze«, präzisierte Kommissar Mallmann.

»Lassen Sie mich nachdenken«, sagte der Mann mit tonloser Stimme.

»Sie sind oft im Wald, aber der ist groß, und da gibt es zahlreiche Höhlen und Verstecke. Die Kinder haben sie sich zum Teil selbst gebaut. Dort sind sie meistens.«

»Der Steinbruch!«

Wir alle schauten Wachtmeister Michorek an, der die Vermutung ausgesprochen hatte. »Es kann nur der Steinbruch sein, denn da findet man die Kinder des öfteren. Dirk, erinnere dich daran, wie ich dir vor ein paar Monaten deinen Jungen zurückgebracht habe. Er hatte sich auch im Steinbruch herumgetrieben.«

»Das stimmt«, erwiderte Herr Leber und meinte dann: »Dieser Steinbruch bringt mich auf eine Idee.«

»Welche?« fragte ich.

»Da gibt es eine alte Geschichte, Herr Sinclair, die mit der Burg zusammenhängt. Vor langer Zeit stand hier in der Gegend eine Burg. Sie ist aber zerstört worden. Trümmer und Fragmente liegen noch im Wald. Burg und Steinbruch stehen dicht beieinander. Und die Legende sagt, daß in dieser Burg früher ein alter Vampir gehaust hat. Man

nannte ihn den Mitternachts-Vampir.«

»Dann hätten wir ja den Täter«, sagte mein chinesischer Freund.

Der Wachtmeister hüstelte. »Glauben Sie wirklich, daß es ein Vampir gewesen ist?«

»Ja.«

Emil Michorek lachte. »Das müssen Sie mir erst beweisen. Ich habe einen Vampir bisher nur im Fernsehen gesehen. Dracula jagt Mini-Mädchen und so.«

»Vampire gibt es tatsächlich«, unterstützte Kommissar Mallmann meinen Kollegen.

»Wenn Sie das sagen.«

Ich zog unter die Diskussionen einen Schlußstrich. »Da uns bisher keine andere Idee gekommen ist, müssen wir davon ausgehen, daß es tatsächlich dieser in der Legende erwähnte Vampir war, der Ihre Frau gestern Nacht geholt hat, Herr Leber.«

»Das kann ich nicht begreifen.«

»Ich weiß, daß es schwer ist. Nur möchte ich Sie fragen: Kennt Ihr Sohn die Legende ebenfalls?«

»Kann sein, genau weiß ich es nicht.«

»Er hat also nie von Vampiren gesprochen.«

»Doch, schon mal. Meine Frau hat mir davon erzählt. Ein Junge aus der Nachbarschaft, er ist schon älter und Klaus' Bruder, hat immer von Vampiren gesponnen. Die Kleineren hatten natürlich Angst bekommen, und besonders meinen Sohn hat dies auf eine negative Art und Weise fasziniert.«

Suko und ich tauschten einen Blick.

»Schätze, das reicht«, sagte der Chinese, und beide wußten wir, was wir zu tun hatten…

***

Der Tod schaute Gabi Leber an!

Der Tod in Form einer Frau und einer Maschinenpistole, die sie lässig unter den Arm geklemmt hatte.

Sie stand dort wie eine Wand. Der Blick ihrer Augen war grausam und kalt. Im Widerschein der zuckenden Flammen wirkte ihr Gesicht maskenhaft, wobei sich der Ausdruck immer wieder änderte, je nach dem, wie der Vampir seine Fackel bewegte.

Gabi wunderte sich, daß sie überhaupt noch die Kraft fand, auf den Beinen zu bleiben. Normalerweise wäre sie vor seelischer und körperlicher Erschöpfung zusammengebrochen, aber irgend etwas hielt sie aufrecht, irgendeine Kraft, die dennoch im Körper steckte und auch dafür sorgte, daß sie die Ereignisse klar und bei vollem Bewußtsein mitbekam.

Schmerzhaft spürte sie den Druck der Mündung dicht über ihrem

Gürtel.

»Geh zurück!« zischte die Scott. Sie bewegte dabei zwar die Lippen, doch sie verdeckte nicht ihre gefährlichen Zähne, die im Feuerschein einen rötlichen Schimmer angenommen hatten.

Gabi gehorchte. Sie bewegte sich tatsächlich nach rückwärts und spürte wieder die Klaue des Vampirs auf einer Schulter. Jetzt wurde sie von zwei Seiten bedroht.

Aber auch Morro dachte nicht daran, sein Opfer zu beißen, er war von dem Auftauchen der dunkelhaarigen Vampirin ebenfalls überrascht worden. Gesehen hatte er die ganz in schwarzes Leder gekleidete Frau noch nie. Er konnte sich auch nicht vorstellen, daß sie ohne Grund zu ihm gekommen war und fragte sie.

»Ich werde es dir später erklären«, lautete die Antwort. Die Frau redete mit einer harten, metallen klingenden Stimme, und als Morro an ihr vorbeischaute, da sah er einen viereckigen Gegenstand an ihrem Gürtel, der einem Würfel glich. Nur schimmerte dieser Würfel bläulich.

Zudem waren seine Seiten irgendwie durchsichtig, sie zeigten eine milchige Farbe.

Gabi merkte, wie sich die Spannung in ihrem Körper löste. Gleichzeitig wurden ihr auch die Knie weich, und sie hatte alle Mühe, sich auf den Beinen zu halten.

Fast wäre sie gestürzt. Lady X bemerkte dies und hielt sie fest. »Nein, Kleine, du wirst uns schon nicht bewußtlos werden, wir haben noch einiges mit dir vor. Geh wieder zurück!«

Gabi Leber gehorchte. Etwas anderes wäre ihr nie in den Sinn gekommen, denn eine Flucht war aussichtslos. Mit schleppenden Schritten bewegte sie sich durch den Gang und erreichte schließlich die Stelle, wo die fünf Särge standen.

Die Asche, die von einer Blutsaugerin zurückgeblieben war, glühte noch, Feine, graue Rauchstreifen stiegen zitternd der Decke entgegen.

Die beiden anderen Vampirinnen hatten sich wieder in ihre Särge zurückgezogen. Dort lagen sie, richteten sich allerdings auf, als sie die Schritte der anderen hörten.

»Deine Bräute?« fragte Lady X.

»Ja.«

Die Scott lächelte. »Nicht mehr lange«, sagte sie, »werden sie deine Bräute sein.« Dann stieß sie Gabi Leber an. »Los, zünde noch mehr Fackeln an.«

Gabi bekam von Morro die Fackeln. Die anderen steckten in eisernen Gestellen an der Wand. Für einen winzigen Moment kam der Frau die Idee, sich mit der Fackel auf die Blutsauger zu stürzen Schließlich hatte sie selbst gesehen, wozu das Feuer in der Lage war.

Es schien, als hätte Lady X die Gedanken der Gabi Leber erraten. Sie

hob den Lauf der MPi ein wenig an und sagte: »Wag es nur nicht, meine Süße!«

Gabi zuckte zusammen. Wenn sie ehrlich war, dann mußte sie sich eingestehen, daß sie vor dieser Frau mehr Angst hatte als vor dem Mann. Die war gnadenlos..

Ihre Hand, die eine Fackel hielt, zitterte. Obwohl naßgeschwitzt, fror sie am gesamten Körper. Kalte Wellen rieselten über ihren Rücken, die sich jedoch mit Hitzeschauern ablösten.

Vier Fackeln brannten schließlich an den Wänden. Die fünfte gab sie dem Vampir wieder zurück, der sie auf den Boden legte und sich dann Lady X zuwandte.

»Wer bist du?«

Die Scott lachte höhnisch. Sie hatte wieder zu ihrer alten Selbstsicherheit zurückgefunden, nachdem sie durch einen unglücklichen Zufall zu einem Vampir geworden war. Eigentlich hätte John Sinclair damals ein Blutsauger werden sollen, doch es war anders gekommen, damals bei der Modenschau des Teufels.[2]

Die Scott hatte schwer daran zu knacken gehabt, weiterhin als Blutsauger zu existieren. Sie hatte sich in das geheimnisvolle Versteck der Mordliga zurückgezogen und lange geschmollt. Bis Dr. Tod ein Machtwort sprach. Lady X gehorchte auch. Sie unterstand, jetzt Vampiro-del-mar, dem Kaiser der Blutsauger. Wie Xorron war auch er unterwegs, um Diener zu sammeln. Die alten Zeiten sollten wieder aufleben. Während Xorron die Untoten, die Zombies und Ghouls gehorchten, wollte Vampiro-del-mar die Blutsauger.

Er hatte Lady X losgeschickt, um andere Vampire, die es überall auf der Welt gab, für sich zu gewinnen. Und so war Pamela Scott nach Deutschland gekommen und hatte Morro ausfindig gemacht.

»Ich bin zu dir gekommen, um dich zu einem Diener unseres Kaisers zu machen«, erklärte sie.

Da lachte Morro nur. »Was willst du? Mich zu einem Kaiser führen? Ich bin mein eigener Kaiser.«

»Nein, du hast zu gehorchen!«

»Wem?«

»Vampiro-del-mar.«

»Ich kenne ihn nicht«, sägte Morro. »Und ich will ihn auch nicht kennenlernen. Ich habe hier mein Reich, dabei bleibt es. Ich hole mir meine Bräute, die ich brauche, wie damals Graf Dracula, denn er allein ist mein Vorbild.«

»Wenn du nicht gehorchst, wirst du es bereuen!«

Morro lachte laut. »Wer will mir denn etwas tun? Du vielleicht? Nein, ich werde dich schon zur Räson bringen. Und ich habe zwei Helferinnen, die mich unterstützen können. Bald werden es sogar drei sein, denn ich will endlich das Blut dieser Frau.« Damit war Gabi

gemeint. Sie zuckte zusammen, als sie die Stimme hörte.

Blut!

Man hatte sie nicht vergessen.

Und auch Lady X nickte. Denn sie sprang plötzlich vor, ließ die Maschinenpistole fallen und zerrte Gabi zu sich heran.

Die Frau sah nur eine schattenhafte Bewegung, dann spürte sie die Klauenhände in ihrem Haar, und ruckartig wurde sie zu Boden gedrückt, wo sich die Scott sofort auf sie warf.

Morro wurde sauer. Er knurrte gefährlich, sprang auf Lady X und Gabi zu, wobei er schon sein Bein gehoben hatte. Dann trat er.

Es war ein kraftvoller Tritt, der einen Menschen schwer verletzt hätte.

Nicht so Lady X.

Sie bekam ihn zwar voll mit und wurde auch zur Seite geschleudert, wobei sie das Opfer loslassen mußte, das war aber auch alles.

Vernichtet oder ausgeschaltet konnte sie nicht werden, denn sie warf sich sofort herum und sprang Morro an.

Zwischen den beiden entwickelte sich ein harter Kampf. Der Fackelschein beleuchtete die Vampire. Er warf mal Licht und dann wieder Schatten über sie.

Normalerweise war Morro der Stärkere. Aber Lady X hatte man beigebracht, wie sie zu kämpfen hatte. Sie stammte aus Terroristenkreisen und war im Nahen Osten geschult worden. Das Können spielte sie nun aus. Es gelang ihr immer wieder, den Griffen und Schlägen ihres Gegners auszuweichen.

Morro drosch oft ins Leere. Wenn so ein Schlag verpufft war, konterte die Scott.

Mit der Handkante hieb sie zu. Die Schläge trafen auch. Deutlich vernahm Gabi das Klatschen, wenn sie gegen die Haut prallten. Dann zuckte Morro jedesmal zusammen, aber er fiel nicht um. Im Gegenteil, er wurde noch wütender, spielte sein höheres Gewicht aus und warf sich plötzlich gegen Lady X, die nicht mehr ausweichen konnte und zusammen mit Morro zu Boden fiel.

Jetzt schlug der Vampir. Er hieb seine Fäuste in das Gesicht der Blutsaugerin, die ihren Kopf hin und her warf und so auch manchen Treffern entging.

Gabi hatte dem Kampf zuvor zugeschaut. Eine gewisse Faszination hielt sie gepackt, und sie sah plötzlich, daß die Maschinenpistole dieser weiblichen Blutsaugerin frei lag.

Sollte sie es noch einmal versuchen?

Gabi Leber behielt tatsächlich die Nerven. Sie sprang nicht auf und rannte auf die Waffe zu, sondern kroch vorsichtig über die kalte Erde und näherte sich so der MPi.

Dann fühlte sie das kühle Metall zwischen ihren Fingern. Noch nie

hatte sie eine Maschinenpistole in den Händen gehalten. So etwas kannte sie nur vom Bildschirm her, wenn sie zusah, wie sich irgendwelche Gangster bekämpften.

Jetzt hatte sie es selbst in der Hand.

Gabi stand auf. Ihr Gesicht wirkte wie eingefroren, als sie stehenblieb und die MPi-Mündung senkte, so daß der Lauf auf die beiden Kämpfenden wies.

Da hörte sie das Lachen.

Hinter ihr!

Im Moment wurde ihr alles klar. Sie hatte nur auf die Kämpfenden geachtet und die beiden anderen Blutsaugerinnen vergessen. Das würde sich nun rächen.

Gabi kreiselte herum.

Zwei Schritte höchstens trennten sie noch von den beiden Blutsaugerinnen. Die mit dem Pferdeschwanz hatte bereits die Arme ausgestreckt, um nach Gabi zu fassen.

Die Frau drückte ab.

Es war ein Reflex, gar nicht mal bewußt gesteuert, und die Waffe reagierte sofort.

Vor der Mündung erschienen in dichter Reihenfolge fahlgelbe Blitze.

Eine Kugelgarbe folgte noch im gleichen Moment. Selbst ein Kleinkind hätte nicht vorbeigeschossen, und auch die Frau traf. Ihre Augen wurden groß, als sie sah, wie die Geschosse in den Körper der Untoten hieben und ihn zurückschleuderten.

Die Blutsaugerin riß die Arme hoch. Auf dem langen Totenhemd zeigte sich quer über die Brust laufend ein langer Streifen. Wunden, aus denen normalerweise Blut dringen müßte.

Hier tat sich nichts.

Die Wiedergängerin war blutleer. Sie lachte sogar noch auf, bevor sie über die Kante des Steinsargs kippte und in die alte Totenkiste fiel.

Vor Schreck war Gabi wie gelähmt. Sie hatte noch ihren Finger vom Abzug genommen, weil sie selbst einfach zu überrascht war. Jetzt konnte sie gar nichts mehr machen.

Wie ein Denkmal stand sie da. Und sie mußte mit ansehen, wie sich die Vampirin, die von den Kugeln der Maschinenpistole getroffen worden war, langsam aus dem Sarg erhob. Dabei grinste sie diabolisch und erfreute sich an dem Schrecken, den allein der Anblick der jungen Frau bereitete.

Gabi war so fasziniert gewesen, daß sie nicht auf Morro und Lady X geachtet hatte. Doch die beiden hatten sie nicht vergessen. Gabi Leber spürte sie, als sich zwei Hände auf ihre Schultern legten und sie herumzogen.

In ihr vereiste etwas. Die Maschinenpistole rutschte aus ihren Fingern und fiel klirrend zu Boden. Weit riß sie die Augen auf, als sie

die Gier nach dem Blut in den Augen der beiden las.

»Wir werden dich gemeinsam leer saugen!« flüsterte Morro. »Gemeinsam.«

Dann griffen sie zu.

Gabis Gegenwehr war kaum als eine solche zu bezeichnen. Dafür war sie zu schwach.

Sie wurde zu Boden gedrückt und erkannte erst jetzt den teuflischen Plan der beiden Vampire.

Von zwei Seiten näherten sich die Gesichter und damit auch die spitzen Zähne.

Gleichzeitig spürte sie rechts und links an ihrem Hals die schmerzhaften Stiche. Synchron hatten die Vampire zugebissen.

Plötzlich sprudelte Blut. In einem letzten Reflex wollte sich Gabi Leber noch aufrichten, doch gegen die Körperkräfte der beiden anderen kam sie einfach nicht an.

Die Vampire besaßen die Kräfte des Jenseits.

Und sie bissen zu.

In der Höhle wurde es still, bis auf ein fürchterliches Schmatzen und Schlürfen, das anzeigte, in welch einem Blutrausch sich die gefährlichen Vampire befanden…

***

Klaus war schon vorgelaufen. Mit seinem Stock stützte er sich ab, als es einen Hang hochging. Auf dem Kamm blieb er stehen und lehnte sich dabei gegen einen Baumstamm.

Helmut konnte nicht so schnell. Der Hang lag voller Laub, das sehr weich war. Bei jedem Schritt, den der Junge tat, gab es nach, so daß er immer wieder neue Kräfte sammeln mußte, um voranzukommen.

Schließlich stand er neben seinem Freund. Helmut schwitzte, seine Augen glänzten. Das erste Etappenziel hatten sie geschafft. Von hier oben hatten sie einen weiten Blick in den gewaltigen Krater des Steinbruchs, wo das Wasser des kleinen Sees grünlich schimmerte und die Oberfläche ein welliges Kräuselmuster zeigte, weil der Wind in den kleinen Talkessel fuhr.

Zwei Meter weiter fiel das Gelände steil ab. Es gab zwar noch schmale Vorsprünge und einige Kanten, dennoch war es lebensgefährlich, dort hinunterzuklettern.

»Und jetzt?« fragte Klaus.

Helmut hob die schmalen Schultern. Er klammerte sich an seinem Stock fest. Nur allmählich beruhigte sich sein Atem. »Ich weiß es auch nicht.«

»Siehst du den Vampir?«

»Nein.«

»Dann hat er sich bestimmt versteckt.«

»Ehrlich?«
»Klar doch«, erwiderte Klaus forsch. »Das weiß ich von meinem Bruder. Tagsüber, wenn die Sonne scheint, sind die Vampire immer in ihren Särgen. Erst nachts kommen sie raus.«
»Sind sie am Tag schwach?«
Klaus nickte mit großem Ernst. Er fühlte sich als Held, schließlich wußte er schon so einiges. »Und wie schwach die sind. Die können wir sogar verhauen, ohne daß sie uns etwas tun.«
»Und wenn der uns meine Mutti nicht wiedergibt, dann schlage ich noch fester«, sagte der kleine Helmut Als Demonstration hieb er auf den Blätterteppich, so daß Laub hoch gewirbelt wurde.
»Laß mich das mal machen.«
»Aber es ist meine Mutter.«
»Trotzdem, ich bin besser.«
Helmut schwieg. Klaus war ja älter und ging schon in die Schule, während er noch warten mußte, obwohl er auch lieber gegangen wäre.
»Wo kann er sich denn verstecken?« fragte Helmut.
»Überall.«
»Aber da ist doch Licht.«
»So meine ich das auch nicht. In den Höhlen, die es hier gibt. Wir haben immer hier gespielt, und ich war sogar in einer Höhle drin, wo sich die anderen nicht getraut haben.«
»Wirklich?« staunte Helmut.
»Klar. Zusammen mit meinem Bruder. Wir haben nach dem Vampir gesucht. Aber nichts verraten.«
»Klar, Ehrensache. Aber habt ihr ihn gesehen?«
»Nein, das war wohl die falsche Höhle.«
»Wo ist sie denn?«
»Auf der anderen Seite.«
Helmut zog die Nase hoch. »Sollen wir dahin laufen?«
»Die Höhle ist doch leer.«
»Vielleicht jetzt nicht mehr?«
Klaus scharrte mit der Fußspitze Laub auf. »Ich weiß nicht so recht, ob wir das wirklich sollen.«
»Angst?«
»Quatsch, ich habe doch keine Angst. Schließlich weiß ich mehr von Vampiren als du.«
»Das glaube ich dir nicht.«
Klaus fuhr herum. »Willst du damit sagen..«
Er schluckte und ballte die Hände. »Nimm das sofort zurück!«
»Nein!«
Da griff Klaus an. Er stürzte sich mit schwingenden Fäusten auf den kleineren Helmut. Der versuchte noch auszuweichen, doch er schaffte

es nicht so recht. Und als er zurück glitt, trat er auf den Abhang, bekam Schwung und verlor das Gleichgewicht.

Helmut landete im Laub. Er überkugelte sich, riß Blätter mit hoch, kleinere Zweige und sogar Äste. Mit den Hacken wühlte er die Erde auf, und er sah, wie Klaus auf ihn zustürzte, ebenfalls fiel und auf ihn prallte.

Ineinanderverkrallt rollten die beiden Kinder den Hang hinunter, den sie zuvor so mühsam erklettert hatten.

Ein Baumstumpf hielt sie schließlich auf. Breit und rund ragte er aus dem Boden. Pilze umgaben ihn wie eine weiße Schicht. Helmut lag unten, Klaus auf ihm.

»Gib auf!« keuchte der größere.

»Nein!«

Da drückte Klaus noch fester zu. Mit beiden Händen hielt er die Schultern des Kleineren umfasst. Er stemmte sich dagegen, hochrot lief sein Gesicht an, während sich das von Helmut verzerrt hatte.

»Gibst du jetzt auf?«

»Ja, ja!« keuchte Helmut.

Sofort ließ Klaus los und sprang hoch. Dabei ruderte er mit den Armen, weil er das Gleichgewicht halten wollte.

Helmut erhob sich mühsamer. Er sah das Grinsen auf dem Gesicht seines Freundes. Und mit überzeugender Stimme sagte Klaus: »Ich bin wirklich der Stärkere!«

Helmut nickte schweratmend. Dann schluckte er und fragte: »Sollen wir nicht wieder hochgehen?«

»Meinet…meinetwegen…«

»Was wollt ihr denn da?« fragte hinter ihnen eine Frauenstimme.

Die beiden Jungen fuhren herum.

Während sich von den Lippen des Größeren ein Schrei löste, wurden die Augen des Jüngeren groß.

Helmut konnte kaum glauben, was er sah.

Vor ihm stand seine Mutter!

***

»Mutti!« flüsterte er.

»Ja, ich bin es.« Gabi lächelte schmal.

»Aber wieso bist du plötzlich hier?«

Der Kleine wischte sich über die Augen, die plötzlich vor Freude glänzten. Er wollte auf seine Mutter zulaufen, doch einem Instinkt heraus folgend, hielt ihn Klaus am Arm fest. »Nicht!«

»Aber sie ist meine Mutter!« schrie Helmut. Er wollte sich losreißen.

»Laß ihn!« sagte Gabi Leber.

Da gehorchte Klaus. Beide Jungen sahen, wie sich die Frau in Bewegung setzte. Sie ging um einen Baumstamm herum und lächelte.

Gabi trug noch immer die gleiche Kleidung wie in der Nacht, nur war sie verschmutzt, und auch in ihren blonden Haaren klebte Dreck.

Es war eine unwirkliche Szene, und die Geräusche im Wald schienen einzufrieren. Beide Jungen zeigten sich nicht nur verwundert, sondern auch geschockt.

Sie atmeten mit offenem Mund. Nur das Laub raschelte, als sich die Frau voranbewegte.

»Warum bist du weggelaufen, Mutti? Und wo ist der Vampir?« fragte der kleine Helmut.

»Welcher Vampir?«

»Der dich geholt hat.«

»Nein, mein Junge. Mich hat keiner geholt.« Gabi blieb vor ihrem Sohn stehen, streckte den Arm aus und streichelte dem Kleinen über das Haar, wie sie es so oft getan hatte.

»Ich…ich habe den Vampir aber gesehen.«

»Nein, es war ein Freund, der mich abgeholt hat. Wir sind spazieren gegangen und haben sogar etwas gefunden.«

»Was denn, Mutti?«

»Soll ich es dir zeigen?«

»Ja.«

»Dann komm mit.« Die Augen der Frau nahmen plötzlich einen seltsamen Glanz an.

Helmut zögerte. Er schaute erst seinen Freund Klaus an, der jedoch nichts sagte, sondern nur zu Boden starrte.

»Was ist?« fragte die Frau. »Willst du nicht, mein Kleiner? Ich warte auf dich.«

Helmut schluckte. Eine Gänsehaut rieselte über seinen Körper. Er wunderte sich. Seine Mutter kam ihm so seltsam vor, so verändert. So hatte er sie noch nie erlebt. Auch war sie dünn angezogen, und sie fror nicht einmal. Sonst hatte sie immer so schnell gefroren. Das alles machte den kleinen Jungen mißtrauisch. So sehr, daß er ihr allein nicht folgen wollte.

»Kann denn Klaus mitgehen?« erkundigte sich Helmut mit leiser Stimme.

Da lächelte die Frau. »Natürlich kann Klaus mit. Ich würde mich sogar freuen.«

Das war das Stichwort. Helmut stieß seinen Freund an. »Los, Klaus, du hast gehört, was meine Mutti gesagt hat. Du kannst mit uns gehen. Mach schon.«

»Wohin denn?« Diesmal war Klaus mißtrauisch.

»Weiß ich nicht.«

Aber die Frau gab die Antwort. Dabei flog ein schmales Lächeln über ihr bleiches Gesicht. »Dort, wo es mir sehr gut gefällt und wo es euch sicherlich auch gefallen wird.«

»Nicht nach Hause?« fragte ihr Sohn.
»Später.«
Helmut war wieder mißtrauisch geworden. »Bringst du mich zu dem Vampir?«
»Welchem Vampir?«
»Der bei uns war.«
»Ach, das stimmt doch gar nicht. Ich habe keinen Vampir gesehen. Es war ein Freund, mit dem ich weggegangen bin. Das ist alles, mein Kleiner. Lange möchte ich nicht warten. Mir ist nämlich inzwischen kalt geworden.«
Sie bewegte ihre Schultern und tat, als würde sie frieren. Diese Reaktion gab bei dem Jungen schließlich den Ausschlag. Er nickte. »Ja, Mutti, ich gehe mit dir.« Fragend und auffordernd zugleich war sein Blick, den er Klaus zuwarf.
Der hatte schon die ganze Zeit überlegt. Alles war ihm unheimlich. So furchtlos, wie er getan hatte, war er in Wirklichkeit gar nicht. Er hatte schon Angst, auch wenn sie zu zweit waren und vorgehabt hatten, den Vampir zu verhauen. Außerdem hatte sein Bruder ihm soviel von den Vampiren erzählt, und sie sahen auch immer so schrecklich aus, wenn er sich die Abbildungen in den Comics anschaute. Und da sollte er freiwillig hingehen?
»Feigling!« zischte Helmut.
Nein, feige wollte Klaus nicht sein. Auf keinen Fall. Das hatte er gar nicht nötig.
Er nickte.
»Du kommst mit?« fragte Helmut.
»Ja«, erwiderte Klaus so laut, daß ihn auch Gabi Leber hören konnte.
Und keiner der beiden Jungen sah ihr grausames Lächeln, das sich über das gesamte Gesicht verteilt hatte…

***

Wir waren von folgender Überlegung ausgegangen: Sollten wir es wirklich mit einem Vampir zu tun bekommen, war das eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Ich dachte da weniger an Suko, Will Mallmann oder mich, wir waren schließlich Experten, sondern an die übrigen Menschen. Vampire brauchen Blut. Und sie würden sich den Lebenssaft besorgen.
Rücksichtslos. Hatte ein Vampir tatsächlich die Frau entführt, konnten wir davon ausgehen, daß sie nicht mehr normal, sondern ebenfalls zu einem Vampir geworden war. Helmut, Gabis Sohn, hatte sich auf die Suche gemacht. Er kannte die unmittelbare Umgebung des Ortes und auch den Steinbruch, der wohl zu einem Schlüssel wurde. Falls Helmut und sein Freund Klaus den Steinbruch aufsuchten und dort auf den weiblichen Vampir trafen, sah es böse aus. Denn eins war

sicher. Gabi Leber würde niemals auf ihr früheres Leben Rücksicht nehmen oder sich auch nur positiv daran erinnern. Sie war eine Untote und gierte nach Blut. Dabei spielte es keine Rolle, ob es der Lebenssaft ihres eigenen Sohnes war.

So sah es aus…

Suko und ich hatten einen Moment Zeit gefunden, allein zu reden. Der Chinese war meiner Ansicht. Will Mallmann telefonierte. Aus der Diele hörte ich nicht nur seine Stimme, auch die des Wachtmeisters Michorek.

Die beiden Männer versuchten, einen detaillierten Plan aufzutreiben, auf dem die Gemarkung des Steinbruchs genau eingezeichnet war.

Informationen brauchten wir schließlich.

Natürlich hatten wir Dirk Leber nichts von unserem Vorhaben erzählt.

Der Mann hatte Sorgen genug und hätte sich noch mehr gemacht. Er mußte aus dem Fall gehalten werden, das hatten wir klammheimlich beschlossen. Momentan saß Herr Leber im Wohnraum und hatte sein Gesicht in beide Hände vergraben.

Wir betraten die Diele. Soeben legte der Wachtmeister den Hörer auf.

Fragend schauten wir den Mann an.

Emil Michorek nickte. »Wir werden den Plan bekommen«, sagte er.

»Ich habe die Firma ausfindig machen können, die damals im Steinbruch gearbeitet hat. Sie besitzen die genauen Unterlagen noch und wollen sie uns überlassen.«

»Das ist gut«, sagte ich.

»Einer sollte unbedingt bei Herrn Leber bleiben«, schlug der Kommissar vor.

Der Meinung waren wir auch.

»Ich könnte einen Kollegen abstellen«, meinte der Wachtmeister.

»Oder Sie?«

Heftig schüttelte Michorek den Kopf. »Das können Sie mir nicht antun, Kommissar. Zudem kenne ich mich als einziger von uns im Steinbruch aus, weil ich dienstlich schon mehrere Male auf dem Gelände zu tun gehabt hatte.«

Wir sahen das ein.

»Soll ich nach einem Kollegen telefonieren?«

Ich nickte.

Der Polizist griff sofort zum Hörer.

»Wir sollten zusehen, daß die Nachbarschaft hier keinen Wind von der Sache bekommt«, sagte der Kommissar. »So etwas spricht sich leider zu schnell herum, und ihr wißt selbst, welche falschen Schlüsse gezogen werden können.«

Da standen wir voll auf der Seite des Kommissars.

Im Türrahmen erschien Dirk Leber. Er hielt ein Glas in der Hand.

Goldbrauner Whisky schimmerte darin. Unter den Augen lagen tiefe Ränder. Zudem blickten die Pupillen nicht mehr klar. Dirk Leber war angetrunken.

»Habt ihr euch entschlossen?« fragte er mit schon schwerer Zunge.

»Ja«, erwiderte Emil Michorek. »Und?«

»Wir werden deine Frau schon finden.«

Dirk verzog das Gesicht. »Ich glaube es nicht. Ihr seid nicht gut genug. Ich muß mit. Und an den Vampir glaube ich auch nicht mehr. Die ist bestimmt mit einem Kollegen abgehauen. Der Kerl macht ihr schon lange schöne Augen, wissen Sie.«

Es war gar nicht mal so schlecht, daß Dirk Leber so dachte. Da kam er der Wahrheit wenigstens nicht nahe.

»Meinst du?« fragte Wachtmeister Michorek.

»Klar.« In den Augen des Mannes blitzte es. Beinahe wütend leerte er sein Glas.

Draußen hupte jemand. Wenig später schlug eine Autotür, dann erschien ein Schatten an der Tür. Das war Michoreks Kollege. Er nahm seine Mütze ab, als wir öffneten.

Michorek stellte uns dem Kollegen vor. Den Namen habe ich wieder vergessen. Flüsternd weihte der Wachtmeister den Neuankömmling in seine Aufgabe ein.

Der Polizist nickte ein paarmal, schaute auf Dirk Leber, der wieder im Wohnraum saß und sich erneut das Glas fast bis zur Hälfte vollschenkte.

»Du hast alles verstanden?« erkundigte sich Michorek.

»Klar.«

»Dann gehen wir.«

Ich zündete mir eine Zigarette an. Auch die Nachbarn hatten etwas mitbekommen. Sie standen mehr oder weniger offen in der Gegend herum und schauten zum Haus der Lebers.

Mallmann hatte die Karte entfaltet. Wachtmeister Michorek erklärte dem Kommissar und Suko den Weg. Ich hörte nur mit halbem Ohr hin.

Mein Blick flog hoch zu den Hügeln des Taunus, die wie dunkle Wellenberge tief unter dem grauen Himmel lagen.

Dort hinten befand sich der Steinbruch, und da mußte zumindest ein Vampir lauern.

Wir aber rechneten mit mehreren. Beim letzten Fall waren es Zombies gewesen, jetzt Vampire.

Die Schrecken nahmen kein Ende.

***

Gabi Leber blieb immer neben den beiden Kindern. Manchmal legte sie ihrem Sohn eine Hand auf die Schulter. Dann schauderte der Junge jedesmal zusammen, denn es war kein liebevoller Griff oder herzliche

Berührung, eher das Gegenteil.

Fordernd und beweisend, daß der Junge voll und ganz zu ihr gehörte.

Sie sprachen kaum ein Wort. Nur das Laub raschelte, wenn es von den Schuhen hoch gewirbelt wurde. Die blattlosen Bäume sahen irgendwie trist und gespenstisch aus. Vor den Lippen der Jungen dampfte der Atem. Beiden Kindern war aufgefallen, daß es bei Gabi Leber nicht der Fall war.

Das wunderte vor allen Dingen den älteren Klaus, während sich Helmut nichts dabei dachte.

Klaus hatte auch die größere Angst. Ein paarmal schon hatte er sich zurückfallen lassen, was jedoch sofort von dem weiblichen Vampir bemerkt worden war.

»Was ist? Willst du nicht?« hatte es dann jedesmal geheißen.

»Doch, ja.«

»Dann komm auch mit.«

Klaus folgte mit zitternden Knien.

»Wohin gehen wir denn, Mutti?« erkundigte sich Helmut »Das hast du uns nicht gesagt.«

»Warte noch ein paar Minuten, dann sind wir da.«

»Und was machen wir dort?«

Gabi Leber begann zu lachen. »So einiges, du wirst dich wundern. Da sind auch Freundinnen von mir.«

»Wer denn? Die Frauen von nebenan?«

»Nein, andere.«

Da schwieg Helmut. Er mußte sich auch anstrengen und konzentrieren, denn sie gingen jetzt dicht an der steil abfallenden Wand entlang. Unten schillerte der kleine See. Rechts von ihnen wuchsen auch die Steine in die Höhe.

Grau und unansehnlich sahen sie aus. Manchmal schimmerten sie auch weiß. Eine sehr seltsame Formation, so wie der Stein gewachsen war.

Und dann sahen sie die Höhle.

Kaum hatten die beiden Jungen und auch die Untote sie entdeckt, blieben sie stehen.

»Da ist es!« sagte Gabi Leber.

Helmut und Klaus waren stehengeblieben. Während Klaus mit offenem Mund dastand und man ihm anmerkte, daß er sich fürchtete, runzelte Helmut die Stirn.

»Da sollen wir rein?« fragte er. »Ja, warum nicht?«

»Mutti, ich habe Angst.«

Die Vampirin lachte. »Das brauchst du nicht, mein Kleiner. Ich bin bei dir, und ich habe auch keine Angst, wie du siehst.«

»Aber…aber…«

»Nichts aber. Wir gehen hinein.« Die Geduld der Untoten war erschöpft. Ihre Augen blitzten. Als sie diesmal den Mund öffnete, da war sie nicht mehr so vorsichtig. Die beiden Eckzähne schimmerten als Zeichen des Bösen.

Zum Glück sahen es die beiden Kinder nicht.

Helmut wollte nicht. Seine Angst wurde plötzlich zu groß. Und die Furcht vor seiner Mutter. Dem Kleinen war eine Erkenntnis gekommen, die er selbst nicht fassen oder begreifen konnte. Es war vielleicht der Urinstinkt eines Menschen.

»Nein!« schrie er.

Da griff die Untote zu. Und diesmal kannte sie keine Rücksicht. Fünf Finger bohrten sich in die Schulter des kleinen Jungen. Helmut war einfach zu überrascht, um sich gegen den Griff zu stemmen. Er stolperte genau dorthin, wo seine Mutter es haben wollte, auf den Eingang des Stollens zu, der wie ein düsteres Auge wirkte, das sich mitten in der Wand befand.

Klaus stand starr.

Er konnte nicht begreifen, was die Frau machte. Schwer holte er Luft.

Seine Augen wurden groß, und er sah und hörte mit an, wie die Frau regelrecht fauchte und ihren Jungen dann in die Höhle hineinwarf.

Im gleichen Augenblick erschien dort ein Schatten.

Der Vampir!

Zwei Hände griffen zu. Bevor sich Helmut versah, wurde er hochgehoben, herumgedreht und weiter in die Dunkelheit hineingeschleudert. Erst jetzt wurde Klaus bewußt, daß er sich auch in großer Gefahr befand. Er wollte sich herumwerfen und fliehen, es war schon zu spät.

Der Vampir hatte ihn bereits entdeckt und handelte.

Er kam wie ein Ungeheuer. Groß und wuchtig. Dabei trug er noch immer seinen grauen Mantel. Das Gesicht wirkte bleich, die Zähne standen hervor, die Arme hatte er ausgestreckt, und aus seiner Kehle drang ein schauriges Geräusch.

Klaus konnte nicht so schnell reagieren. Auch wenn er es gewollt hätte, der Vampir war einfach schneller.

Hart packte er zu.

Klaus bekam einen Schlag, der ihn zu Boden warf. Zum Glück fiel er auf das Laub, dann war der Blutsauger über ihm und riß ihn hoch. Seine Augen funkelten voller Gier. Er legte einen Arm um den Hals des Jungen und nahm ihn in einen sogenannten Schwitzkasten. Der Schrei des Kindes verstummte in einem Röcheln. Rücksichtslos wurde Klaus weitergezerrt. Bisher hatte er seinen gefundenen Stock krampfhaft festgehalten, nun ließ er ihn los.

Der Vampir tauchte mit dem Jungen in das Dunkel des Stolleneingangs, wo nur in der Ferne ein rötliches Licht schimmerte.

Ein paar Schritte entfernt wartete Gabi Leber mit ihrem Sohn. Der Begriff Sohn war jetzt falsch. Für sie war der Kleine nur noch eine Beute.

Klaus weinte und kreischte. Der Widerstand war in ihm erwacht, und er überflügelte sogar noch die Angst. Er wehrte sich, schlug mit seinen kleinen Fäusten zu und traf auch.

Ein paar Sekunden nur, dann hatte der unheimliche Blutsauger alles fest im Griff.

Das Schreien erstickte. Klaus wurde schlaff im Griff des Vampirs, der seinen Arm jetzt zurücknahm und den Jungen lachend hoch hievte.

Als hätte er die Krallen einer Katze, so sehr klammerte sich Helmut an seiner Mutter fest. Auch er weinte und flehte die Person an, die er als Mutter akzeptierte.

»So hilf ihm doch!« schluchzte er. »Mutti, warum tust du nichts? Er macht ihn noch tot…«

Gabi lachte nur. Sie griff sogar noch fester zu, um ihren kleinen Sohn bei sich zu halten. »Komm mit«, sagte sie. »Komm endlich mit. Die anderen warten.«

»Wer sind sie?«

»Das wirst du früh genug sehen.« Sie hob den Kopf und schaute Morro an. Obwohl der Vampir nur schattenhaft zu sehen war — er hatte sich weiter in den Stollen zurückgezogen —, nickte er, und die Frau sah das Nicken.

Sie zerrte ihren Sohn weiter.

»Mutti!« Grell schnitt die Stimme des Kleinen durch den Stollen und hallte an den Stollenwänden entlang. »Wo bringst du mich hin? Ich will nicht. Ich will nicht zu den anderen.«

»O doch. Sie warten auf uns. Wir feiern dort ein Fest. Ein herrliches Fest. Es wird dir gefallen. Du möchtest doch immer bei mir bleiben, oder?«

»Nein, nein, ich will nicht bei dir bleiben. Jetzt nicht mehr. Ich will weg!«

»Später, mein Kleiner, später. Ohne dich können wir das Fest nämlich nicht feiern, weißt du?« Und sie nahm auf ihren Sohn keine Rücksicht.

Sie zog ihn tiefer in den unheimlichen Stollen hinein, an dessen Ende das geheimnisvolle Fackellicht leuchtete. Gabi Leber konnte es kaum erwarten, zu beweisen, daß sie voll und ganz zur Gilde der Blutsauger gehörte.

Sie wollte ihr Opfer geben.

Und wenn es der eigene Sohn war…

***

Eine halbe Stunde krebsten wir bereits innerhalb des Steinbruchs herum.

Viel war nicht bei der Suche herausgekommen. Wenn ich ehrlich sein soll, gar nichts. Wir hatten in zahlreichen Höhlen nachgeschaut, waren in Höhlen hineingeklettert und hatten nur ein paar Fledermäuse oder Kriechtiere aufgeschreckt. Von einem Vampir wie wir ihn suchten, war nichts zu sehen.

Wir entdeckten auch keine Spuren, die auf ihn hingewiesen hätten.

Entsprechend war unsere Laune, als wir wieder zusammentrafen und Ergebnisse austauschten.

»Sieht traurig aus«, sprach Kommissar Mallmann das aus, was wir alle dachten.

Nicken.

»Und jetzt?« fragte Suko. »Den Steinbruch haben wir durchsucht und uns fast die Schuhe kaputt gelaufen. Was bleibt? Nichts. Außer Spesen nichts gewesen.«

Er bekam von uns keine Antwort. Wachtmeister Michorek hatte den Plan ausgebreitet und starrte verbissen auf ihn. Unsere Wege waren mit Kugelschreiber markiert worden. Da zogen sich blaue Linien quer über das Papier. Wenn wir uns den Plan anschauten, bekamen wir bestätigt, daß wir wirklich nichts ausgelassen hatten. Wir waren kreuz und quer gelaufen, doch eine Spur oder einen kleinen Hinweis hatten wir nicht entdeckt.

»Sehen Sie noch eine Chance?« erkundigte ich mich bei dem Wachtmeister.

Der hob den Kopf und atmete prustend aus. »No, Sir«, erwiderte er wie ein Landsmann von mir. »Ich sehe keine Chance. Wenigstens nicht im Moment. Manchmal habe ich das Gefühl, daß wir einfach zu wenig sind, die den Steinbruch durchsuchen.«

»Viele Köche verderben auch nur den Brei, und weniger ist oft mehr«, formulierte ich die Antwort in zwei Sprichworten.

»Hilft uns trotzdem nicht weiter«, murrte der dicke Michorek.

»War da nicht mal von einer zerstörten Burg die Rede?« fragte ich leise.

Die Männer schauten mich an. Heftig nickte der dicke Polizist Dabei drehte er sich nach rechts und streckte seinen Arm aus. »Da oben liegt sie.«

Wir konnten nichts sehen. Nur entlaubten Wald.

»Dann schauen wir uns die Sache mal an«, schlug der Kommissar vor.

Damit rannte er bei uns offene Ohren ein. Augenblicklich machten wir uns auf den Weg. Das waren drei Männer und eine alte Lokomotive.

Denn der Wachtmeister schnaufte wie ein vorsintflutliches Dampfroß. Er fiel immer weiter zurück, legte zudem noch Pausen ein und schimpfte über seinen verdammten Job.

Mancher Hang war auch verdammt steil. Einmal mußten wir den

dicken Michorek gemeinsam hoch hieven. Als er dann endlich oben war, legten auch wir eine Pause ein. Auf zwei Baumstümpfen fanden wir Platz.

Mit dem Handrücken wischte ich mir den Schweiß von der Stirn. »Wie weit ist es noch?«

Dreimal holte der Wachtmeister Luft, bevor er antworten konnte.

»Wenn wir den Hang weiter hochgehen, finden wir die Reste der Burg.«

»Dann los.«

Da ich den Vorschlag gemacht hatte, mußte ich es auch beweisen.

Suko ging mit. Ihm war am wenigsten anzumerken. Er ließ mich auch zurück und hatte als erster das Ziel erreicht.

Als ich neben ihm stand, deutete er in die Runde. »Da kannst du es dir anschauen, John.«

Viel war es nicht. Und so hatte auch Sukos Stimme geklungen.

Ziemlich deprimierend.

Da die anderen beiden sich noch auf dem Weg befanden, hatte ich Zeit, mich umzusehen. Ich ging nach rechts, Suko schlug den Bogen auf die linke Seite.

Herbstwald um mich herum. Bäume mit kahlen Ästen und Zweigen. Ihr Laub lag auf der Erde und bildete dort einen dicken Teppich. Manchmal war es vom Wind zu regelrechten kleinen Hügeln aufgetürmt worden.

Der Geruch von Feuchtigkeit und Fäulnis drang mir in die Nase. Die Rinde an den Bäumen schimmerte naß. An manchen Stellen war sie mit einer Moosschicht überzogen.

Ich sah auch die großen Steine, die Reste der ehemaligen Burg, in der der Vampir der Legende nach gehaust haben sollte. Jetzt waren davon kaum mehr Fragmente übrig. Man sah es wenigstens nicht, daß hier einmal eine Burg gestanden hatte.

Ein paarmal kletterte ich auf die Steine und hatte Mühe, auf dem Laub nicht auszurutschen, das einen feuchten Film über die Fragmente gelegt hatte.

Hin und wieder sah ich zu Suko. Auch er schaute sich immer wieder um, blieb mal stehen, drehte sich, aber er sah nur das gleiche wie ich.

Die Stimmen der anderen klangen weiter entfernt. Das Organ des Wachtmeisters hörten wir allerdings heraus. Die Burg hatte früher auf einem Hügel gestanden. Den gab es jetzt noch. Als ich dessen Kuppe erreicht hatte, sah ich, daß es auf der anderen Seite steil abfiel, denn dort begann der Steinbruch. Man konnte an seinem Rand entlanggehen, auf einem relativ schmalen Pfad. Schaute ich nach links, sah ich unten nicht nur das Wasser des kleinen Grubensees schimmern, sondern auch unsere Wagen parken. Die Fahrzeuge wirkten ziemlich klein. Erst jetzt war zu merken, wie hoch wir

gegangen waren.

Suko kam auch.

»Hast du etwas entdeckt?« fragte ich ihn.

Der Chinese nickte. »Spuren, John. Und zwar im Laub. Die Blätter waren ziemlich aufgeworfen, als wäre dort jemand hindurchgeschritten. Man konnte die Bahn sehen.«

»Mehrere Personen?«

»Wahrscheinlich.«

Ich war wie elektrisiert. »Wo führt der Weg oder zeigen die Spuren hin?«

»Das habe ich noch nicht herausgefunden. Ich wollte dir erst Bescheid geben.«

Wir gingen sofort weiter. Auf die anderen zu warten, hatte keinen Sinn.

Es wäre reine Zeitverschwendung gewesen. Beide folgten wir den Spuren, die Suko entdeckt hatte. Sie waren wirklich noch gut zu sehen.

Es gab einige Stellen, die uns besonders mißtrauisch machten. Dort war das alte Laub regelrecht aufgewühlt worden. Mir kam es vor, als hätte an dieser Stelle jemand gekämpft. Von dort aus führten die Spuren weiter, und wir sahen tatsächlich ein Ziel.

Nahe der Wand gab es einen dunklen Fleck, der sich beim Näherkommen als eine Höhle oder deren Eingang entpuppte. Ein Stollen in dem Hügel oder Fels.

Das war ein Ding!

Suko schaute mich fragend an. Seine Gedanken drehten sich bestimmt um die gleiche Folgerung wie meine. Hatten wir es geschafft?

Waren wir wirklich am Ziel?

»Sollen wir auf die anderen warten?« fragte der Chinese.

Ich gab keine Antwort, sondern schaute mir den Boden an. Es lag auf der Hand, daß hier jemand gegangen war. Deutlich erkannten wir dies an den Spuren.

Zwei Schritte brachten mich zum Eingang des Stollens. Ich schaute in die Dunkelheit.

Finster war es schon, aber in der Ferne glaubte ich, ein rötliches Licht zu sehen. Einen etwas unruhigen Schein, der durchaus von Fackeln stammen konnte.

Ich machte Suko darauf aufmerksam.

Mein Freund und Kollege schaute ebenfalls nach. Er war der gleichen Meinung wie ich.

Bevor wir uns entschließen konnten, den Stollen zu betreten, kamen auch die anderen. Der dicke Wachtmeister Michorek stampfte schwer durch das Laub. Sein Atem war unregelmäßig, er schnaufte wie ein

alter Gaul, der nicht mehr konnte.

»Wir haben es!« rief Suko.

Wills Augen leuchteten. »Und?«

»Ein alter Stollen«, erwiderte Suko.

Emil Michorek nickte. »Den kenne ich«, sagte er. »Der stammt noch aus dem Krieg, ist aber viel älter. Wie es heißt, soll es damals einen Geheimgang von der alten Burg gegeben haben. Das muß er sein.«

»Dann sehen wir doch nach«, schlug ich vor.

»Meinen Sie?« fragte der Wachtmeister.

Ich lächelte. »Wieso? Haben Sie Angst?«

»Wohl ist mir dabei nicht. Ich wäre dafür, daß wir Verstärkung holen.«

Da hatte er uns nicht auf seiner Seite. Wir drei widersprachen, waren allerdings einstimmig dafür, daß der dicke Michorek zurückblieb. Als Wache.

Er wand sich zwar, doch in Wirklichkeit war er über die Lösung froh, die wir gefunden hatten. Wir schärften ihm noch einmal ein, die Augen offenzuhalten, dann betraten wir den Stollen…

***

Fünf Särge!

Und die beiden Jungen standen davor.

Sie zitterten vor Angst, denn das, was sie hier sahen, war deshalb so schaurig, weil sie es sonst nur in den bunten Heften gesehen hatten. Die konnte man zuklappen, wenn man sich fürchtete. Hier jedoch war alles anders. Das erlebten sie richtig. Kein Traum, kein Buch, sondern Realität.

»Mutti, bitte…«, weinte der kleine Helmut.

Seine Mutter lachte nur. Sie brachte ihrem Sohn keine Gefühle mehr entgegen. Für sie war er nur ein Objekt, das sie benötigte, um zu überleben.

Klaus erging es nicht anders. Er stand da und bebte. Seine Augen waren weit geöffnet. In den dunklen Pupillen spiegelte sich der Flammenschein wider, den die Fackeln an die Wände warfen. Klaus hatte vor allen Angst, aber am meisten vor der Frau, die ganz dunkel gekleidet war und eine große Pistole festhielt. Solche Schießeisen hatte Klaus schon mal gesehen. Und zwar in einem Katalog, den sein älterer Bruder geschickt bekommen hatte.

Die Frau war auch ein Vampir. Sie hatte die Lippen offen, und der Junge sah die beiden Zähne, die aus dem Oberkiefer wuchsen. Dann besaß sie noch etwas. In ihrem Gürtel hing ein Würfel. Er schimmerte weißbläulich und nahm trotzdem nicht die Farbe des Fackelscheins an, wie die anderen Gegenstände.

Die Särge waren nicht verschlossen. Ihre Deckel standen neben ihnen

und lehnten an der Höhlenwand. Aber aus den Särgen stiegen plötzlich zwei Frauen.

Die beiden Kinder konnten es kaum begreifen. Ein Erwachsener wäre vielleicht schreiend davongelaufen, doch die Jungen blieben stehen, als hätte sie jemand hypnotisiert.

Bleich waren die Frauen. Ebenso bleich wie die anderen beiden und der Vampir. Sie knurrten dabei, hatten die Arme vorgestreckt und die Finger zu Krallen gebogen, so daß die Spitzen nach unten zeigten. Sie sahen die beiden Kinder und wußten sofort, daß in ihren Adern das Blut pochte und lief.

Die erste machte einen Sprung. Sie drehte sich förmlich über den Sargrand hinweg, ihr Pferdeschwanz hüpfte dabei, und sie war schon aus der Totenkiste, um sich den Jungen entgegen zu stürzen, die nicht in der Lage waren, sich zu rühren.

Da griff die Frau mit der Waffe ein. Bevor die anderen Untoten die Jungen erreicht hatten, war sie dazwischen. Mit dem Lauf ihrer Maschinenpistole schlug sie zu.

Zuerst erwischte es die mit dem Pferdeschwanz. Ihr Kopf flog zurück.

Haut platzte auf. Sie kreischte und fiel zu Boden, während Lady X herum schwang und sich die nächste vornahm. Die ließ sie kurzerhand auflaufen. Sie senkte die Mündung der MPi in den Leib der Untoten, dann rammte sie ihn hoch, traf das Kinn, und die Blutsaugerin wurde zurückgeworfen.

»Sie gehören mir!« zischte sie. »Habt ihr verstanden?«

Wimmernd und knurrend krochen die Vampirinnen davon. Doch in ihren Augen stand zu lesen, daß sie noch längst nicht aufgegeben hatten. Nur vorerst zogen sie sich zurück.

Es war seltsam, denn auch als Untote übte Lady X eine ungeheure Wirkung auf andere aus. Sie war die Chefin, sie war die Person, die alles in die Hand nehmen wollte, denn sie unterstand direkt Vampiro-del-mar, dem Kaiser der Blutsauger.

Das jedoch paßte dem Mitternachts-Vampir nicht. Er sprang vor und schrie: »Du hast hier nichts zu sagen. Ich bestimme, wer die beiden bekommt«

»Halte dich daran«, warnte Lady X.

»Nein.«

Und dann schlug Morro zu. Er hatte sich selbst überwunden, wollte den anderen zeigen, wer hier die Führung übernahm, und er überraschte auch Lady X damit.

Sie konnte nicht mehr ausweichen. Der erste Schlag fegte sie gegen die Tunnelwand, wobei sie fast noch mit ihren langen Haaren in die Flamme geraten wäre. Ein Tritt traf sie in der Körpermitte. Als sie zusammenknickte, wuchtete ihr der Mitternachts-Vampir die Maschinenpistole aus den Händen und feuerte sie zu Boden. Mit zwei

Schlägen schaffte sich Lady X Distanz, aber sie konnte den Mitternachts-Vampir nicht aufhalten, trotz zertrümmerter Nase und einem defekten Schlüsselbein, denn ihre Tritte waren verdammt hart und zielsicher gewesen.

Morro warf sich gegen Lady X. Und er drückte sie mit seiner Kraft genau dorthin, wo er es haben wollte.

Auf die Särge zu.

Alle, auch die beiden Jungen, schauten der Auseinandersetzung gebannt zu. Keiner schenkte dem anderen etwas. Lady X wollte ihren Machtanspruch, und der Mitternachts-Vampir ebenso. Er wollte ihn auf keinen Fall aus der Hand geben.

Mit einem klassischen Kinnhaken verschaffte sich Morro Luft. Die Wucht des Treffers lehrte Lady X das Fliegen. Dabei hatte Morro Glück, daß seine Artgenossin, aber trotzdem Feindin, in einen der offenen Särge fiel. Mit den Füßen trat er noch einmal zu, so daß er auch die Beine in die Totenkiste aus Stein schleuderte.

Sofort schnellte Lady X wieder hoch. Gleichzeitig fing sie geschickt den Fußtritt des Mitternachts-Vampirs ab, hielt das Bein sogar noch fest und drehte es herum.

Morro klatschte zu Boden.

In diesem Moment griffen die anderen ein.

Drei weibliche Untote waren es, die sich auf Lady X stürzten und sie daran hinderten, den Sarg zu verlassen.

Im Nu war die große Höhle von einem Fauchen und Kreischen erfüllt, und die beiden Jungen waren für einen Moment vergessen.

Klaus hatte die Idee.

Trotz der Streßsituation erinnerte er sich an seine Comics. Und er dachte daran, daß in den Bilderheftchen so mancher Vampir verbrannt worden war.

Feuer gab es hier.

Die Fackeln!

Klaus stieß Helmut an. Er wußte selbst nicht, woher er den Mut nahm.

Drei Schritte brauchte er nur zu laufen, da hatte er sich die Fackel geschnappt.

Klaus mußte springen, um sie aus der Halterung zu reißen. Mit beiden Händen packte er sie, als er den Schrei der Frau hörte. Es war Gabi Leber, die ihn gesehen hatte.

Auch Helmut vernahm den Schrei seiner Mutter. Er war so markerschütternd, grell und kreischend, wie er noch nie in seinem Leben einen Schrei vernommen hatte.

Wie ein Schatten war seine Mutter. Sie stürzte auf den Jungen mit der Fackel zu und wollte sie ihm aus der Hand reißen. Klaus reagierte richtig, ohne es eigentlich zu wollen. Er ließ die Fackel los und warf

sie gleichzeitig seinem Freund zu. Gabis Griff ging ins Leere. Dafür fiel sie auf den Jungen und drückte ihn mit ihrem Gewicht zu Boden. Sie nagelte ihn förmlich fest, so daß Klaus nicht die Spur einer Chance besaß, sich zu erheben.

Gabi Leber war wie von Sinnen. Jetzt drang ihr Trieb voll durch. Sie war kein Mensch mehr, sie hatte die beiden Jungen bewußt in die Falle gelockt.

Klaus lag unter ihr. Mit den Händen drückte sie gegen seine Schultern.

Der Junge warf den Kopf hin und her, er wollte nicht, er weinte, schrie, und dann ließ die Untote eine Hand los, um in die Haare des Jungen fassen zu können. Ihre Finger wühlten sich fest. Sie riß den Kopf zur Seite, das Fleisch des Halses spannte sich. Jetzt war der Moment gekommen, um die Zähne in den Hals des Opfers zu schlagen.

Auch Klaus wußte, was ihm bevorstand.

»Helmuuut…!« schrie er aus Leibeskräften.

Und der Junge reagierte.

Vielleicht wußte er selbst nicht, was er tat, aber er machte instinktiv das Richtige. Er drosch mit der brennenden Fackel zu. Die Flamme leckte über den Rücken der Frau, fand ihren Weg und auch ihr eigentliches Ziel.

Die langen Haare.

Plötzlich knisterte es. Ein paar Funken sprühten hoch, und dann war die Haarflut nur noch eine Flammenlohe.

Helmut war instinktiv zurückgesprungen. Er spürte nur den heißen Hauch der Flammen. Die Vampirin aber dachte nicht mehr an ihr Opfer.

Sie hatte genug mit sich selbst zu tun. Die Untote ließ ihre Beute los und warf sich zurück. Dabei rollte sie auf dem Boden, versuchte die Flammen zu ersticken, aber das Feuer hatte sich schon zu weit ausgebreitet.

Die Chance war gleich Null.

Jetzt erst wurden die anderen aufmerksam. Ihnen war es tatsächlich gelungen, Lady X zu besiegen. Sie hatten die Scott zurückdrücken können und sogar einen der schweren Deckel auf den Sarg gelegt, so daß Lady X fast verdeckt war.

Gabi Lebers Schreie rissen sie herum.

Was sie sahen, war schaurig genug.

Ihre Artgenossin war zu einer Fackel geworden. Die langen Haare glichen einem Feuerschweif, als die Untote vom Boden hochschnellte und in ihrer wilden Panik auf den Ausgang der Höhle zurannte.

Die beiden Jungen reagierten ebenso wenig wie die Vampire. Helmut stand auf der Stelle, als wäre er festgeleimt. Die Fackel hielt er noch in der rechten Hand. Dabei zeigte die Feuerzunge nach unten. Der Junge

faßte es einfach nicht, was geschehen war. Um seinen Freund zu retten, hatte er seine Mutter verbrannt, das war ihm unbegreiflich. Er merkte nicht die Hitze der Flamme, die seine Haut rötete. Wie Klaus starrte er in den Höhlengang hinein, wo Gabi Leber verschwand und sich das Feuer auf ihrem Körper ausbreitete, denn es hatte inzwischen auch ihre Kleidung erfaßt.

»Du hast sie getötet!« schrie Morro und sprang auf den Jungen zu.

Bevor Helmut sich versah, hatte der Mitternachts-Vampir ihm bereits die Fackel aus der Hand gerissen und sie fortgeschleudert.

»Jetzt werde ich mir dein Blut holen!« schrie er und griff nach dem Kleinen…

***

Wir waren in den Stollen eingedrungen. Schon nach wenigen Metern umfing uns die Dunkelheit. Das Licht vorn, es war unser Orientierungspunkt, ließen wir nie aus den Augen, und so verzichteten wir auch darauf, eine Taschenlampe einzuschalten.

Suko und ich hielten die Berettas schußbereit. Ebenso wie der Kommissar. Zudem hatte ich noch mein Kreuz offen vor der Brust hängen, und Suko trug die Dämonenpeitsche ausgerollt. Er hatte zuvor einmal einen Kreis damit geschlagen, so daß die drei Riemen aus der Öffnung gefahren waren.

Zunächst hörten wir nichts. Wir sahen nur das sich vor uns bewegende Licht. So geräuschlos wie möglich schlichen wir weiter. Suko hielt sich dabei an meiner Seite. Will Mallmann ging einen Schritt hinter uns.

Dann passierte es.

Schreie.

Unwillkürlich blieben wir stehen. Auch vernahmen wir Stimmen, konnten allerdings nicht verstehen, was gesprochen wurde. Doch die erneuten Schreie alarmierten uns.

»Los, schneller!« zischte ich.

Kaum waren wir zehn Schritte gelaufen, als wir abermals einen Schrei hörten.

Diesmal wirklich nur einen.

Und dann sahen wir die lebende Fackel.

Vor uns brannte jemand lichterloh, und diese Person stand nicht auf einem Fleck, sondern rannte auf uns zu. Wir sahen sie größer werden und bekamen auch mit, wie die Flammen ihren Körper umtanzten und ihn einhüllten.

»Ein Vampir!« stieß Suko hervor.

»Hoffentlich«, sagte Mallmann hinter uns.

Wir drückten uns gegen die Wände des Stollens, während die andere Person auf uns zugelaufen kam.

Sie hielt sich nur noch torkelnd auf den Beinen, schlug dabei um sich, fiel mal gegen die rechte Wand, prallte ab, wankte bis zur linken, rollte sich dort weiter, schlug auch um sich und versuchte vergeblich, die Flammen mit ihren Händen zu ersticken.

Es war ein sinnloses Unterfangen. Die Macht des Feuers war zu stark.

Will Mallmann sprach das aus, was wir dachten: »Verdammt, das ist Gabi Leber!«

Auch wir erkannten sie, denn in der Wohnung hatten wir ein Bild von ihr gesehen.

Und sie war zu einem Vampir geworden.

Deutlich konnten wir noch das Gesicht erkennen, dessen Haut zwar schon vom Feuer zusammengezogen und geschwärzt war, wo aber die beiden markanten Merkmale, die Zähne, deutlich hervorstachen.

Noch einmal raffte sie sich auf. Aber sie schaffte es nicht mehr. Das Feuer war einfach zu stark. Bevor sie hochkommen konnte, war es schon vorbei.

Zwei Meter vor uns fiel sie zusammen. Der rechte Arm stand noch hoch umtanzt von den zuckenden Flammen, dann fiel er nach unten. Ein schwarzes, verbranntes Etwas…

Gabi Leber lebte nicht mehr…

»Mein Gott«, flüsterte Will Mallmann hinter mir. Wie Suko und ich begriff auch er die gesamte Tragik dieses Vorfalls. Der Mann hatte seine Frau verloren, das Kind seine Mutter.

Aber lebte der Kleine überhaupt noch? Diese Frage und die Unwissenheit peitschte die Angst um Helmut und Klaus in mir hoch. Ich mußte sie finden!

Meinen beiden Freunden brauchte ich keinen Bescheid zu geben.

Gemeinsam starteten wir.

Diesmal waren wir nicht so vorsichtig. Denn jetzt ging es um jede Sekunde…

***

Helmut allein hätte keine Chance gehabt, dem Mitternachts-Vampir zu entkommen. Er war vor Angst und Grauen wie gelähmt Riesengroß sah er die beiden Hände vor seinen Augen auftauchen, seine Gesichtszüge zerflossen regelrecht, doch bevor der Blutsauger zupacken konnte, hatte Klaus eingegriffen.

Er riß seinen Freund zur Seite.

Daß er sich dabei selbst in Lebensgefahr begab, daran dachte er nicht. Er wollte nur weg, und so kam es, daß Morro den Jungen verfehlte. Klaus hatte gesehen, daß Helmuts Mutter in den Gang hineingerannt war. Den Weg wollte er auch nehmen, nur war der versperrt.

Zwei weibliche Vampire standen dort!

Sie würden keinen durchlassen.

Die Jungen bekamen wieder Angst. Was sollten sie tun? Weglaufen? Aber wohin?

Morro lachte.

Jetzt befanden sich die Kinder in der Falle. Sie waren drei gegen zwei, und die beiden Jungen besaßen keine Waffe, die ihnen hätte gefährlich werden können.

Klaus und Helmut wichen zurück, als sie sahen, daß die Blutsauger den Kreis langsam enger zogen. Dann spürten sie die Wand im Rücken.

Es ging nicht mehr weiter.

Helmut hob seine Hand. Die Finger fanden das kleine Kreuz, das er um den Hals trug. Er erinnerte sich daran, daß es ihm schon einmal geholfen hatte.

Würde es auch diesmal klappen?

Morro hatte genau mitbekommen, was der Junge wollte. Der Mitternachts-Vampir schüttelte den Kopf. »Nein!« flüsterte er. »Diesmal schaffst du es nicht.«

Die Blutsauger waren so auf die Kinder fixiert, daß sie an Lady X nicht mehr dachten. Sie war in den Sarg hineingeschleudert worden. Der schwere Deckel lag zum Teil auf ihr, aber er bedeckte das Unterteil nicht völlig.

Die Scott ergriff die Chance. Behutsam drückte sie gegen den schweren Sargdeckel, und es gelang ihr tatsächlich, ihn ein Stück zur Seite zu schieben. Es knirschte, als Stein über Stein rieb. Dieses Geräusch allerdings ging unter. Die übrigen Blutsauger waren nur mit den Kindern beschäftigt.

Als Barbara Scott das Oberteil des Sargs weit genug zurückgeschoben hatte, richtete sie sich auf und schaute über den Sargrand.

Für höchstens eine Sekunde huschte das Lächeln über ihr Gesicht.

Sie hatte das gesehen, was sie wollte.

Die Maschinenpistole!

Lady X brauchte nur den Arm auszustrecken, um die Waffe an sich zu nehmen, was sie auch tat. Sie hätte sie eigentlich nicht mehr nötig gehabt. Ein Vampir mit einer Maschinenpistole. Irgendwie war das paradox. Aber die Scott war so mit dieser Waffe verwachsen, daß sie einfach nicht mehr davon los konnte. In ihrem Leben als Mensch hatte die MPi die dominierende Rolle gespielt. Und das sollte auch in Zukunft so bleiben, obwohl sie eine Untote war. Doppelt genäht hielt eben besser.

Es gelang der Scott tatsächlich, die MPi an sich zu nehmen, ohne daß es bemerkt wurde. Wie ihre Arme, so verschwand auch die Waffe im Sarg.

Jetzt lag sie in der Totenkiste und konnte erst einmal beobachten. Sie

haßte ihre Artgenossen, denn diese hatten sich gegen sie gestellt. Sie wollten Vampiro-del-mar und Lady X nicht akzeptieren, und deshalb mußten sie zusehen, wie sie allein weiterkamen.

Inzwischen hatten die drei Blutsauger den Kreis noch enger gezogen.

Der Mitternachts-Vampir und seine beiden Bräute steckten voller Gier.

Sie wollten das Blut. Ihnen war es egal, ob sie es von Männern, Frauen oder Kindern bekamen.

Die Kinder hatten Todesangst. Vorhin waren sie in ihrer Verzweiflung über den eigenen Schatten gesprungen, das war nun nicht mehr möglich. Längst am Ende ihrer Kräfte starrten sie die Todfeinde an.

Helmut hatte seine kleine Hand um das Kreuz geklammert. Schon einmal war es sehr wertvoll gewesen, der Vampir hatte sich daran seine Hand verbrannt.

Vielleicht half es auch diesmal.

Es schien, als hätte Morro die Gedanken des Kleinen erraten, denn er hob die Hand und drehte sie nach außen, so daß Helmut auf die Innenfläche schauen konnte. Der Widerschein der Fackeln tanzte über die Fläche, ließ die Haut rötlich erscheinen, aber der Junge sah deutlich den dunklen Fleck.

Dort hatte das Kreuz die Handfläche getroffen.

Ein unübersehbares Warnmal!

»Diesmal nicht«, flüsterte der Blutsauger. »Ich bin gewarnt. Ich werde deine Kette zerreißen, das Kreuz kann mir nichts antun, du kleines Miststück.« Er kicherte, duckte sich zusammen und breitete dann seine Arme aus, weil er die beiden Bräute daran hindern wollte, sich ebenfalls zu nähern. »Ich werde zuerst trinken. Euer Blut wird mich stärken!«

Er sprach die Worte und stieß sich ab.

Nicht Helmut faßte er, sondern Klaus. Der Junge besaß kein Kreuz, er war völlig unbewaffnet, sein Hals wurde nicht geschützt, und der Kleine brüllte angsterfüllt, als er an den Vampir herangerissen wurde.

»Neiiiinnn!« Sein Schrei zitterte durch die Höhle. Sein Echo und das Lachen des Blutsaugers vermischten sich.

Gegen Morro hatte Klaus keine Chance. Hart riß der Blutsauger den Kleinen an sich. Schon bog er dessen Kopf zurück, die Haut am Hals spannte sich, zwei Zähne näherten sich dem Fleisch, und die Spitzen waren bereit, in die Adern zu stoßen.

Verzweifelt zerrte der kleine Helmut an seinem Kreuz. Er wollte es trotzdem versuchen. Um es vom Hals zu bekommen, mußte er es über den Kopf ziehen.

Zu eng lag die Kette.

Da huschten die weiblichen Wiedergängerinnen vor. Sie wollten den

zweiten Jungen.

Helmut machte noch eine Bewegung nach rechts, dabei versuchte er, unter den zupackenden Händen der Untoten hinwegzutauchen, doch die waren schneller.

Ihre Griffe waren wie Eisenklammern, als sie den Kleinen festhielten und nicht mehr hergeben wollten.

Und da peitschte eine Männerstimme: »Laßt sie los!«

***

Ich hatte gesprochen.

Unhörbar waren Will Mallmann, Suko und ich herangeschlichen.

Leider hatten wir nicht früher eingreifen können, der Weg war doch weiter gewesen, als wir dachten.

Jetzt sah es böse aus.

Wir hatten uns verteilt. Ich stand in der Mitte, Suko und Will rechts und links von mir.

Schußbereit hielten wir unsere Waffen. Das Kreuz glänzte vor meiner Brust. Unsere Gesichtszüge waren eingefroren, die Lippen bildeten einen Strich.

Wir waren zwar im letzten Augenblick gekommen, trotzdem hatten wir nicht gewonnen. Den Vampiren war es gelungen, sich ihre Geiseln zu schnappen, und die Jungen standen für uns so ungünstig, daß wir nicht schießen konnten. Bei normalen Lichtverhältnissen vielleicht, hier sah die Sachlage anders aus, im flackernden Schein der Fackeln, die an den Wänden hingen, war nichts zu machen.

Sie hatten uns gesehen. Ihre Bewegungen waren plötzlich eingefroren, denn unser plötzliches Auftreten hatte sie wirklich überrascht. Sie wußten im Moment nicht, wie sie sich verhalten sollten und blieben erst einmal stehen.

Abwartend, lauernd…

Ich schaute auf die Jungen. Aus den Berichten wußte ich, daß der kleinere der beiden Helmut war. Er wurde von zwei weiblichen Vampiren umklammert, während der eigentliche Blutsauger, von dem immer die Rede gewesen war, sich Klaus als Geisel genommen hatte. Und es sah wirklich nicht so aus, als würde er ihn je wieder loslassen.

Die Jungen hatten große Angst. Dieses Gefühl stand auf ihren Gesichtern und wirkte wie festgefroren. Ich mußte und wollte sie beruhigen, deshalb lächelte ich, bevor ich sagte: »Keine Angst, euch wird schon nichts passieren!«

Auch die Blutsauger hatten die Worte vernommen. Der Vampir reagierte.

»Bist du dir da sicher?« höhnte er. »Ihr seid zwar bewaffnet, aber ihr könnt gegen uns nichts ausrichten. Euer Blut wird uns köstlich munden.«

»Versuch es«, sagte Suko. »Versuch es nur, und du wirst dein blaues Wunder erleben!« Der Chinese stand leicht geduckt da, die Dämonenpeitsche in der linken und die Beretta in der rechten Hand. Er würde sich ohne Rücksicht auf die Untoten stürzen, ebenso wie Will Mallmann, dessen Pistolenmündung auf die beiden Vampirinnen wies, während ich den Mitternachts-Vampir unter Kontrolle hielt.

Die Jungen sagten nichts. Sie atmeten nur schwer, und in ihren Augen schimmerte die grenzenlose Panik.

»Laßt sie los!« warnte ich noch einmal.

»Nein!« schrie Morro und einen Augenblick später sprach er eine der Bräute an. »Los, packt sie!«

Noch nie hatte ich eine Untote gesehen, die das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden trug. Sie kam dem Befehl sofort nach, löste sich von dem Jungen und ging auf Suko zu. Leicht geduckt schritt sie, den Mund geöffnet, die Augen starr und die Pupillen verdreht. Sie war bereit, zuzuschlagen.

Der Chinese ließ sie kommen.

Leicht vornüber gebeugt stand er da. Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Und als die Untote zugreifen wollte, da schlug er zu. Die Bewegung war kaum mit den Augen zu verfolgen. Aus dem Handgelenk.

Die drei Riemen der Peitsche wischten plötzlich nach vorn, drehten sich zur Seite und trafen ihr Ziel.

Die Blutsaugerin rechnete mit allem, nur nicht damit, daß Schwarze Magie in der Peitsche steckte. Sie schaffte es nicht mehr auszuweichen, und die drei Riemen der Dämonenpeitsche wickelten sich in Hüfthöhe um ihren Körper.

Sie brüllte auf.

Es war ein uriger Schrei, wie ich ihn von Blutsaugern her kannte, wenn sie getroffen wurden und gräßliche Schmerzen verspürten. Danach zuckte sie zusammen, beugte sich nach vorn, wobei ihre Arme herab fielen und pendelten.

Ihr Gesicht verzerrte sich in panischem Schrecken, und als sie zu Boden krachte, löste sie sich bereits auf. Rauch drang aus ihrer Kleidung, die Haut wurde dunkel, und wenig später krümelte erste Asche aus den Schnittstellen.

»Noch jemand?« fragte der Chinese.

Seine Stimme hallte nach, weil es plötzlich still geworden war. Morro mußte der Schock hart getroffen haben. Er hatte gesehen, wie seine Braut gestorben war und wußte nun, daß wir Waffen besaßen, mit denen wir auch dämonische Wesen erledigen konnten.

Das war nicht leicht für ihn, damit fertig zuwerden.

»Jetzt siehst du, wer der Sieger bleibt!« sagte ich hart.

Er duckte sich, als hätte er einen Schlag bekommen. Sein Blick

wieselte in die Runde, er flog auch an uns vorbei, zu den Särgen hin, die wir bei unserem Eintritt ebenfalls wahrgenommen hatten. Für mich war es völlig normal gewesen, in dieser Höhle Särge zu finden. Wo Vampire hausten, befanden sich auch ihre makabren Ruhestätten.

»Keiner hilft dir!« flüsterte ich. »Keiner.« Während dieser Worte ging ich auf ihn zu.

»Bleib stehen!« schrie er. »Ich beiße sonst zu!«

Es war eine Drohung, über die ich nicht lachen konnte, denn die Zähne befanden sich noch immer nur eine Idee vom Hals des Jungen entfernt. Während der gesamten Zeit hatte er sich nicht gerührt, und wenn, dann hatte er sein Opfer mitgezogen. Dieser Blutsauger wußte haargenau, wie er es anstellen mußte.

Ich zögerte.

Der Vampir wußte wirklich nicht, was er machen sollte. Allerdings glaubte ich, daß seine Gier stärker war als seine Angst. Er würde versuchen, den Jungen zu beißen.

Und deshalb mußte ich schneller sein.

Auf den weiblichen Blutsauger brauchte ich zum Glück nicht zu achten. Suko und Will ließen ihn nicht aus den Augen. Er würde es nicht wagen und so lange warten, bis sich Morro rührte.

Der Mitternachts-Vampir zögerte.

Noch…

Und dann übernahm jemand die Initiative, mit dessen Eingreifen ich nie gerechnet hatte.

Klaus!

Irgendwie hatte der Junge erkannt, daß die Chancen jetzt günstiger für ihn standen. Er befand sich zwar noch im Griff des Vampirs, aber er schleuderte plötzlich seinen Kopf herum und traf den Blutsauger hart am Kinn.

Dessen Kopf wurde ebenfalls zur Seite gedrückt, und die Zähne befanden sich nicht mehr direkt über der straff gespannten Haut des Halses.

Das war die Chance.

Ich griff ein!

***

Lady X lag in ihrem Sarg. Obwohl sie eine Untote war, tobten Gefühle in ihrem Innern. Sie hatte die Männer kommen sehen und sie auch erkannt.

Ihr Todfeind befand sich unter ihnen.

John Sinclair!

Diesem Mann allein galt all ihr Haß, zu dem sie überhaupt fähig war.

Sinclair war schuld daran, daß sie zu einem Vampir geworden war. Er hatte es immer wieder geschafft, den Kugeln ihrer Maschinenpistole

zu entgehen, und nun befand er sich in ihrer Nähe. Und er wußte nichts von ihr.

Die Männer hatten die Särge zwar registriert, doch niemand von ihnen hatte in sie hineingeschaut.

Das war der erste große Vorteil. Als zweiten besaß sie noch ihre Maschinenpistole. Nun würde es sich erweisen, daß ein Vampir mit einer Waffe auch etwas anfangen konnte. Er brauchte sich nicht nur auf seinen Trieb und seine beiden Eckzähne zu verlassen. Wenn Sinclair einmal angeschossen war und sein Blut sprudelte..

Sie dachte nicht mehr weiter, denn die drei reagierten. Fast schmerzte es sie, als sie bemerkte, wie der Chinese mit der Dämonenpeitsche zuschlug und eine Braut tötete.

Lady X hatte Mühe, sich ruhig zu verhalten und die Nerven zu bewahren. So behutsam wie möglich schob sie den schweren Sargdeckel zur Seite.

Keiner beachtete sie.

Dann war es soweit, daß sie sich aufrichten und aus dem Sarg steigen konnte.

Ihr Gesicht zeigte ein diabolisches Lächeln, die Zähne standen weit hervor. Mit beiden Händen hielt sie die wertvolle MPi umklammert, und die ehemalige Terroristin war fest entschlossen, ihre drei Gegner in den Rücken zu schießen…

***

Ich feuerte.

Dabei hatte ich auf den Kopf des Blutsaugers gezielt, doch der zuckte genau in dem Moment zur Seite, so daß meine Kugel fehlte. Gleichzeitig hörte ich das Krachen der beiden anderen Waffen. Allerdings kümmerte ich mich nicht darum, für mich war Morro, der Mitternachts-Vampir, wichtiger.

Ich zögerte bewußt, einen zweiten Schuß abzufeuern. Erst einmal mußte ich den Jungen in Sicherheit wissen. Hastig sprang ich vor, bekam ihn zu packen und schleuderte ihn zur Seite, daß er stolperte und zu Boden fiel.

Das hatte natürlich Zeit gekostet, und die Spanne nutzte Morro eiskalt aus.

Er warf sich gegen mich.

Ich konnte nicht schnell genug ausweichen, drehte mich zwar noch, an der Schulter traf er mich trotzdem und schleuderte mich so hart herum, daß ich mich zweimal um mich selbst drehte. Er war schon wieder siegessicher, was mir sein Schrei bewies, als er mich angriff.

Diesmal fiel er voll gegen mich. Aber auch gegen mein Kreuz.

An das Kruzifix hatte er in seiner wilden Wut nicht mehr gedacht. Den Mund hatte er schon aufgerissen, um die Zähne in meinen Hals zu

schlagen, als ihn das geweihte Kreuz berührte.

Plötzlich versteifte er. Morro wurde regelrecht starr, als wäre er nur noch eine Statue. Sein Gesicht fiel zusammen, er rollte mit den Augen, beide Arme hob er an und schlug seine gekrümmten Finger in meine Schultern, als wollte er so einen letzten Halt vor dem Sterben bekommen.

Er schaffte es nicht.

Die Macht des Kreuzes war zu stark. Der Vampir löste sich auf, verlor seine Kraft und rutschte an mir zu Boden. In den Knien knickte er zuerst ein. Zwischen ihm und mir drang bereits der erste Rauch hoch und sammelte sich unter der Decke.

Ich trat zurück.

Morro fiel aufs Gesicht. So wie er gefallen war, blieb er liegen und verfaulte.

Es gab keinen Mitternachts-Vampir mehr. In einer wirklich überraschenden Blitzaktion hatten wir es geschafft und dem Spuk ein Ende bereitet.

Ich schaute zu meinen beiden Freunden hin.

Will und Suko standen nebeneinander. Der Kommissar hatte seine Arme schützend um die Schultern der Kindern gelegt. Die zweite Untote war von Silberkugeln endgültig getötet worden. Sie lag am Boden und rührte sich nicht mehr. Als ich genauer hinschaute, da erkannte ich, daß es sich bei ihr nur noch um die Kleidung handelte. Der Körper war bereits verfault.

»Das wär's«, sagte der Kommissar. »Jetzt geht es so schnell wie möglich nach Hause«, wandte er sich an die beiden Jungen.

»Und meine Mutti?«

Der kleine Helmut fragte dies. Der Satz ging uns durch und durch. Ich schluckte und biß mir auf die Lippen. Seine Mutter war gestorben. Sie hatte das Schicksal einer Untoten erlitten.

»Was ist mit meiner Mutti?« Helmut hakte nach. Ich wollte versuchen, ihm eine Erklärung zu geben, als ich zufällig auf Suko schaute und seine angespannte Haltung sah.

Irgend etwas war.

Da hörte ich es auch.

Hinter uns schabte Stein über Stein. Die Särge! schoß es mir durch den Kopf.

Wir wirbelten herum.

Im offenen Sarg stand Lady X. Sie hatte die Zähne gebleckt, und in ihren Händen hielt sie die Maschinenpistole, deren Mündung auf uns zeigte…

***

Es war genau die richtige Zeit gewesen. Wenn wir eine Sekunde

zögerten, konnte es zu spät sein.
Ich flog nach rechts.
Zum Glück hielt ich noch meine Beretta in der rechten Hand. Bevor Lady X abdrückte, feuerte ich schon. Ich befand mich dabei in der Luft, konnte deshalb nicht so gut zielen, und meine beiden Kugeln pfiffen an der Blutsaugerin vorbei.
Trotzdem lenkten die Schüsse sie ab.
Suko und Will hatten sich zu Boden geworfen. Der Kommissar deckte die Körper der Kinder mit dem eigenen. Das war gut so, denn die Scott dachte nicht daran, aufzugeben.
Sie schoß.
Ich sah die gelbroten Mündungslichter. Die Garbe hackte durch die Höhle, wobei sie eine lange, tödliche Spur zog. Steinsplitter umsirrten uns, das Zirpen der Querschläger klang in meinen Ohren wie Musik aus der Hölle, und nicht nur die MPi krachte, sondern auch noch unsere Waffen.
Zwei, drei Sekunden — länger hatte das makabre Konzert nicht gedauert. Urplötzlich brach es ab.
Ich rollte mich sicherheitshalber noch um die eigene Achse, bevor ich auf die Beine sprang.
Will Mallmann blieb mit den beiden Kindern am Boden, Suko stand ebenfalls.
Wie auch ich sah er von Lady X keine Spur mehr. Sie hatte sich in den Sarg verkrochen. So folgerten wir beide, denn Suko meinte grinsend:
»Jetzt sitzt sie fest!«
Ich widersprach ihm nicht, war allerdings nicht so optimistisch wie er.
Es wäre dumm von der Scott gewesen, so zu reagieren. Sicherlich hatte sie noch einen Trick in der Hinterhand.
Wir näherten uns vorsichtig dem Sarg.
Suko hatte seinen Stab gezogen. Er hielt für fünf Sekunden die Zeit an.
Neben dem Sarg blieben wir stehen.
Kreuz und Beretta, damit wollte ich Lady X erledigen. Doch sie hatte ihren letzten Trick noch nicht ausgespielt. Der Sarg war am Kopfende nicht völlig geschlossen, und ich sah zuerst den feinen Nebelschwaden, der aus ihm quoll.
Das war der Todesnebel!
Lady X mußte den Würfel gehabt haben, wie Xorron beim letzten Fall, als wir das Hotel zur dritten Hölle stürmten.
»Weg!« schrie ich Suko zu.
Der Chinese reagierte auch sofort. Er drehte sich und rannte auf Will Mallmann zu. Gemeinsam verließen sie mit den beiden Kindern die

Höhle.

Im Gang tauchten sie unter.

Ich nahm mein Kreuz und hielt es an den Spalt, wo der Nebel ausströmte.

Sofort zischte es. Ich sah in seinem Innern ein fratzenhaftes Gesicht, denn der Nebel bestand aus den heulenden Seelen geknechteter und toter Dämonen.

Das Gesicht löste sich auf. Der Mund war verzerrt zu einem stummen Schrei. Ein letztes Bild, das ich wahrnehmen konnte, dann kippte ich den Deckel hoch und schaute in einen leeren Sarg.

Im Schutz des Todesnebels war Lady X geflüchtet. Der Würfel des Unheils, den ich so gern gehabt hätte, hatte ihr dies ermöglicht.

Abermals hatte sie uns einen Streich gespielt.

Bis auf Staub und Spinnweben war der Sarg leer…

Wütend verließ ich die Stätte des Schreckens.

***

Draußen hatte sich Emil Michorek der beiden Kinder angenommen.

»Ich…ich hatte Schüsse gehört«, sagte er, »und wollte immer eingreifen, aber…«

»Seien Sie froh, daß Sie nicht gekommen sind«, erwiderte ich.

»Und die Kinder?«

Ich hob die Schultern. Es würde schwer sein, Dirk Leber die Wahrheit beizubringen, aber das übernahm der Kommissar, als wir zurück waren.

Suko und ich standen vor dem Haus auf der Straße, und beide hörten wir den verzweifelten Schrei des Mannes.

»Sie schaffen es immer«, flüsterte mein Partner. »Sie lassen einfach nicht davon ab und bringen Angst und Elend über die Menschen. Verdammt noch mal…«

Was sollte ich Suko erwidern? Ich konnte nur eins tun. Ihm recht geben und schwören, niemals den Kampf aufzugeben, solange wir noch lebten…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 192 »Hotel zur dritten Hölle«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 187 »Mannequins mit Mörderaugen«